

# DER **LANDSER**

Die authentischen  
Erlebnisberichte  
zur Geschichte des  
Zweiten Weltkrieges

Österreich 5,-  
Schweiz sfr 130

Italien L. 200  
Ausl. Eng. 10,-  
Belgien 10,-

1,- DM

F. J. Ferrer

702

## Im vordersten Graben

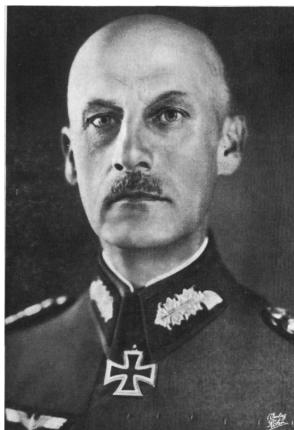
Infanterie auf den Schlachtfeldern  
Rußlands.



Printed in Germany

Scan & Korrektur: Keulebernd

# Feldmarschall Ritter von Leeb



Der am 8. September 1876 in Passau geborene Wilhelm Leeb trat am 16. Juli 1895 als Fahnenjunker in die Königl. Bayerische Armee ein. Am 3. März 1897 wurde er Leutnant im 4. bayerischen Feldartillerie-Regiment (Augsburg). Leeb, der bereits in jungen Jahren durch sein militärisches Können auffiel, wurde in den bayerischen Generalstab versetzt und war bei Kriegsausbruch Hauptmann und Quartiermeister im 1. bayerischen Armeekorps. Bei Ende des Krieges – er hatte sich in diesen Jahren die höchste bayerische Auszeichnung verdient, die mit dem persönlichen Adel verbunden war – tat Ritter von Leeb als Oberquartiermeister bei der »Heeresgruppe Kronprinz« Dienst. Leeb wurde in das 100.000-Mann-Heer übernommen. Er war in den 20er Jahren Chef des Stabes der 2. Division in Stettin, übernahm am 1.2.1926 als Oberst das Artillerie-Regiment 7 und war anschließend Artillerieführer in den Wehrkreisen V (Stuttgart) und VII (München). Am 1. Februar 1929 zum Generalmajor befördert, führte er ab 1. Februar 1930 die 7. Division. Leeb übernahm am 1.10.1933 das Heeresgruppenkommando 2 in Frankfurt/Main. Zu Beginn des 2. Weltkrieges führte er als Generaloberst die Heeresgruppe C, die im Westfeldzug Ostfrankreich besetzte. In Rußland befehlige Ritter von Leeb die Heeresgruppe Nord. Feldmarschall Ritter von Leeb war der erste Oberbefehlshaber, der es absichtlich zum Bruch mit Hitler kommen ließ. Er wurde deshalb bereits am 16.1.1942 aus der Wehrmacht entlassen. Nach Kriegsende wurde er vorübergehend als »Kriegsverbrecher« in Haft genommen. Er starb im Alter von 80 Jahren in Hohenschwangau.

**F. J. Ferrer**

# **Im vordersten Graben**

## **Ein Soldatenschicksal**

»Hunderttausend Schritte in den Wald hinein – marsch-maaarsch! – Hinlegen! – Achtung! In Linie zu einem Glied angetreten – marsch-maaarsch!«

Die Gruppe Hajek keucht, rennt, wirft sich in die Pfützen, die den Exerzierplatz bedecken. Die Klamotten sind naß und dreckig. Unter den verrutschten Stahlhelmen hängen junge, erschöpfte Gesichter.

Seit einer halben Stunde wird exerziert. Überall auf dem Platz wird gebrüllt, gerannt, im Schlamm marschiert: »Linksschwenkt – maaarsch! Rechtsschwenkt – maaarsch! Rüssel hoch!«

Leutnant Rudolf Hopf steht am Rande des Platzes und zieht die goldene Armbanduhr auf. Auch er ist durchnäßt, vom Mützenschirm tropft das Wasser.

Der Himmel hängt grau und triefend über dem märkischen Land. Irgendwo auf dem Zossener Truppenübungsplatz, weit draußen hinter den Kiefernwäldern, bautzen die Abschüsse der Panzerkanonen. Viele sind es nicht, die zum Üben und Exerzieren da sind, kaum ein Dutzend. Der Kampf im Osten ist 1943 mörderisch und braucht Menschen und Material.

Leutnant Hopf sucht die Trillerpfeife. Drei schrille, kurze Pfiffe, wie auf dem Fußballplatz.

Das Gebrüll der Ausbilder verstummt. Die 3. Ersatz-Kompanie des Infanterieregiments 104 erhebt sich aus dem Dreck, hält im Marschieren inne, wendet die Gesichter dem Kompanieleutnant zu.

»Fünf Minuten Pause! Ausbilder die Leute wegtreten lassen!  
Rauchen erlaubt!«

Unteroffizier Emil Hajek ist immer heiser. Seit zwei Jahren Ist er heiser, seit er verwundet von der Front im Raum Minsk kam und nach drei Monaten Lazarettzeit zum Ersatzhaufen abkommandiert wurde. Der Granatsplitter im rechten Oberarm hat eine tiefe Narbe und die Erinnerung an gloriose Vorwärtskämpfe hinterlassen. Inzwischen ist aber vieles anders geworden.

»Wegtreten zum Pinkeln, ihr Knackeulen!« Seine Stimme klingt, als habe er Kehlkopfschwund. »Quarzen erlaubt! Wer hat eine Zigarette für mich?«

Die Hälfte der jungen Kerle fummelt in den Taschen ihrer verdreckten Monturen. Sie suchen Zigaretten, stürzen zum Herrn Unteroffizier und bieten ihm Glimmstengel an.

Hajek grinst geschmeichelt. Er hat ein breites, rotes Gesicht, grüne Augen und rötliche, kurzgeschnittene Haare, die sich unter dem Stahlhelm verbergen.

»Danke, meine Herren, danke.« Er nimmt die Zigarette von einem jungen Grenadier namens Motschke. Läßt sich auch Feuer reichen, aber die Zündhölzer sind naß. Jemand hat ein Feuerzeug, das brennt.

Hajek raucht und mustert seine Gruppe. Alles junge Burschen, so zwischen achtzehn, und zwanzig. Manchem hängt das Feldgrau so schlottig am Leibe, daß man lachen könnte.

»Na, ihr Flaschen, wie schmeckt euch der Dienst fürs Vaterland?« fragt Hajek und läßt die großen, gelben Zähne sehen.

»Prima, Herr Unteroffizier!« versichern ein paar.

»Hoffentlich kommen wir bald an die Front«, sagt einer, der Brand heißt und an der pitschnassen, verdreckten Feldbluse das Sportabzeichen in Bronze stecken hat. Brand ist auch der Fixeste der Gruppe Hajek und MG-Schütze eins, wenn Exerzierien mit den Waffen auf dem Dienstplan steht.

Hajek raucht genüßvoll und grinst nachsichtig.

»Euch wird der Arsch schon noch mit Grundeis geh'n.« Sein Blick sucht einen schlanken, schmalbrüstigen Landser, der den verdreckten Karabiner mit dem Taschentuch zu reinigen versucht. »Kretloff!«

»Herr Unteroffizier!« Der Landser zuckt beinahe zusammen, steht stramm.

Hajek krümmt nur den Finger.

Der Mann stürzt heran, knallt die Knobelbecher zusammen, hat ein schmales, hübsches Gesicht und veilchenblaue Augen.

»Herr Unteroffizier?« fragt er.

»Waffenreinigen ist von elf bis zwölf.«

»Jawoll!«

»Röhrt euch«, grinst Hajek. Worauf der Grenadier exakt in die Röhrt-euch-Stellung geht.

Unteroffizier Hajek studiert den Burschen, dem man ansieht, daß er sich bemüht, ein strammer Vaterlandsverteidiger zu sein. Er ist zum 1. MG eingeteilt, als Schütze zwei.

»Kretloff, haben Sie Lust, bei mir Putzer zu werden?«

Die hellen Brauen über den auffallend blauen Augen schieben sich zusammen. Der Grenadier Erwin Kretloff zögert mit der Antwort.

»Ich möchte gern einen Abiturienten zum Putzer haben«, sagt Hajek halb spöttisch, halb befehlend. »Oder zu fein dazu, ha?«

»Nein, Herr Unteroffizier.«

»Haben Sie Ihrem Vater schon mal die Schuhe geputzt?«

»Nein, Herr Unteroffizier.«

»Und wer macht das bei euch daheim?«

»Wir haben ein Dienstmädchen, Herr Unteroffizier.«

Die Zigarette, die Hajek zwischen den klobigen Fingern hält, ist naß, aber sie dampft noch. Die Gruppe steht im Regen und unterhält sich. Hinter dem Kiefernwald ist der Schußlärm verstummt.

»Ihr seid also feine Pinkels«, stellt Hajek fest und grinst wieder. »Villa, Dienstmädchen und so... Wieviel verdient Ihr Vater als Professor?«

»Ich weiß es nicht genau, Herr Unteroffizier. Um die zweitausend Mark vielleicht. Ich weiß es wirklich nicht genau. Und wohnen tun wir zur Miete. Berlin, Alexanderplatz vierzehn, erste Etage.«

»Ach so?« Hajek läßt die vom Regen zerweichte Zigarette in die Pfütze fallen. »Was macht Ihr Vater als Professor?«

»Er unterrichtet am Humboldtgymnasium Geschichte und Soziologie.«

Hajek pfeift anerkennend. Dann plötzlich die Frage:

»Was denken Sie sich eigentlich, wenn ich euch so 'rumscheuche? Ich bin nämlich nur Bergwerkskumpel und habe nur die Volksschule besucht.«

Erwin Kretloff lächelt.

»Herr Unteroffizier«, gibt er zurück, »der deutsche Soldat muß zur Härte erzogen werden. Die Ausbildung ist nun mal hart. Mir macht das nichts aus.«

»Bloß Putzer wollen Sie bei mir nicht werden, wie?« lacht Hajek. Er ist sonst nicht so jovial, aber den Erwin Kretloff mag er. Vielleicht deshalb, weil dieser Erwin Kretloff gescheit ist und in seinem Spind Bücher aufbewahrt. Bücher über Gesetze und juristische Themen. Auch ein Buch für das russische Sprachstudium. Beim letzten Stubenappell hatte Hajek dies festgestellt.

»Wenn Sie es mir befehlen, Herr Unteroffizier«, sagt Erwin, »dann mach ich Putzer bei Ihnen.«

»Ich befehle es Ihnen nicht. Nur wenn Sie wollen, Kretloff, wenn Sie sich nicht zu fein dazu sind.«

»Gar nicht, Herr Unteroffizier.«

Ein schneller Blick; dann die Antwort, die wie ein Befehl klingt:

»Nach Dienst bei mir.«

»Jawoll, Herr Unteroffizier.«

»Wegtreten!«

Erwin Kretloff macht exakt kehrt und geht zu den Kameraden zurück, die im Regen stehen und miteinander reden.

Unteroffizier Hajek steht kurz vor der Beförderung zum Feldwebel. Er befehligt den 1. Zug und hat die 1. Gruppe übernommen, die der Obergefreite Alois Genghammer, ein Münchener, führt.

»Hajek!«

Der Leutnant hat es gerufen.

»Herr Leutnant?« Hajek geht zu ihm hin.

Auch Leutnant Hopf raucht, »Hajek, ich kann Ihnen verraten«, sagt er, »daß Sie noch in dieser Woche zum Feldwebel befördert werden.«

Hajek feixt breit.

»Das laß ich mich 'ne Pulle Dreistern kosten, Herr Leutnant.«

Man versteht sich gut beim Ersatzhaufen. Nur die Rekruten freuen sich auf den Krieg, und wenn verschiedene Vorgesetzte so tun, als würden sie auch auf nichts anderes als auf den Abmarschbefehl warten, so mag dieser oder jener doch im stillen anderer Meinung sein. Und zu einem von diesen zählt Hajek, der noch in dieser Woche befördert werden soll, weil er ein guter Soldat ist, das Verwundetenabzeichen und das EK zwe hat.

\*

Das schweinöse Wetter bessert sich. Als die 3. Kompanie beim Waffenreinigen ist, bricht die Sonne wie zum Hohn hervor und schleckt die Pfützen auf dem Exerzierplatz fort.

Mittags gibt es Kälberzähne mit ein paar einsam im Brei steckenden Fleischhappen.

Auf Stube 4 in der Unterkunft B 3 kommen die Landser einzeln oder paarweise aus dem Speisesaal zurück. Man haut sich auf die Strohsäcke, rülpst, raucht eine Zigarette, redet von irgend etwas.

Erwin Kretloff steht vor seinem Spind und kramt im Wäschefach nach einem frischen Taschentuch. Die Abkommandierung als Putzer freut ihn wenig. Aber er sagt sich: Das gehört eben mit dazu. Der Hajek ist ein guter Soldat, ist verwundet, hat sogar eine Auszeichnung. Wenn wir zum Einsatz kommen, brauche ich ja keine Stiefel mehr zu putzen oder sein Bett zu machen.

An der Spindtür ist ein Foto angezweckt. Ein süßes blondes Mädchen mit großen Augen schaut den Betrachter an.

Inge, denkt Erwin. Bevor wir zum Einsatz kommen, müssen wir uns noch einmal sehen. Ich werde um Sonntagsurlaub bitten...

Plötzlich wird die Tür aufgerissen.

»Achtung!« brüllt der Stubenälteste, der Brand, weil der G.v.D. hereinkommt.

Man saust von den Stühlen und den Betten hoch.

»Kretloff, auf die Wache kommen«, sagt der Gefreite vom Dienst. »Sie haben Besuch da. Beeilung. Zum Dienstbeginn müssen Sie wieder zurück sein.«

Der G.v.D. verschwindet wieder. Kretloff hat auf einmal starkes Herzklopfen. Wer ist auf der Wache? Inge etwa...? Oder der Papa? Berlin ist ja nicht weit! Und trotzdem – für einen Rekruten doch sehr weit!

Er bürstet das dichte Haar, knöpft die Drillichjacke zu, setzt das Käppi auf und schließt die Spindtür.

»Deine Schnuckelpuppe wird's sein«, sagt Brand vom Ofen herüber, um den die nassen Klamotten ausgebreitet sind, nach denen die Stube riecht. »Nimm mich mit, Kapitän auf die Reise...«, singt Emil Troska, der lustige Kölner. Auch die andern witzeln und lassen zotige Bemerkungen fallen. Kretloff

verläßt die Stube, läuft den düsteren, nach Karbol riechenden Korridor entlang, grüßt einen Ausbilder, der aus einer Tür kommt, hinter der ein Radio spielt.

Der Tag ist sonnig geworden. Man riecht nasse Erde. Spatzen baden sich in den schwindenden Regenpfützen. Zwei schwere Lkw (Lastkraftwagen) dröhnen auf der Straße vorbei und verschwinden in Richtung der Schirrmeisterei.

Erwin Kretloff rennt jetzt. Er hat das sichere Gefühl, daß Inge da ist, und er hat auch die Ahnung, als ob sie nichts Gutes brächte.

Die Torwache liegt etwa vierhundert Meter weit entfernt. Immer wieder muß Kretloff bremsen, grüßen. Schließlich betritt er das mit Tarnfarbe gestrichene Wachgebäude. Der Wachhabende, ein älterer Unteroffizier, sitzt vor dem Fenster an dem Tisch und schreibt etwas. Im Hintergrund sind noch zwei Männer, die aus Kochgeschirren löffeln und dabei auf ein blondes Mädchen gucken, das in der Ecke auf einem Stuhl sitzt und jetzt aufspringt.

»Grenadier Erwin Kretloff zur Stelle!« keucht der Grenadier und steht stramm.

Der Unteroffizier nickt, deutet mit einer Kopfbewegung zu dem Mädchen.

»Dir könnt nebenan miteinander reden, die Tür gegenüber«, sagt er verständnisvoll.

»Erwin!« Das Mädchen ist blaß, schmal, trägt einen hellen Sommermantel und eine braune Baskenmütze auf dem hervorquellenden Haar.

»Inge, du...?« murmelt Kretloff und wechselt einen Händedruck mit ihr, dabei spürt er, daß sie zittert. Sie hat auch merkwürdig trübe Augen.

Sie verlassen das Wachzimmer, betreten gegenüber einen kahlen Raum, in dem ein paar Pritschen stehen, auf denen Klamotten liegen. Es ist niemand da.

Das Paar umarmt sich. Sie küssen sich.

»Inge, was ist los?« fragt Kretloff besorgt. »Ist etwas mit Papa? Wie bist du bierhergekommen?«

»Ein Wehrmachtswagen hat mich mitgenommen, Erwin.« Sie tastet nach seiner Hand und hält sie umklammert. In ihren rehbraunen Augen flackern Angst und Sorge. Die hübsche, kaum Siebzehnjährige, deren Vater bei der Flak in Flensburg ist, und deren Mutter als Telefonistin bei der Post arbeitet, zittert wie im Fieber.

»Was ist los, Inge?« drängt er beunruhigt. »So sag's doch schon!«

»Gestern abend, kurz vor zehn«, sagt sie leise, »hat man deinen Papa abgeholt. Fanny ist heute früh zu uns gekommen und hat es uns gesagt.

Zwei Männer in Zivil haben ihn geholt und in einem Auto fortgebracht. Fanny meint, er hat bestimmt irgend etwas gesagt... in der Schule... sie meint, daß er...« Das Mädchen verstummt, als Kretloff sich abwendet und ans Fenster tritt.

Er starrt hinaus. Ein paar Landser gehen vorbei. Der Torbalken ragt steil hoch. Wieder rumpeln ein paar Fahrzeuge, die Panzerabwehrkanonen angekoppelt haben, ins Gelände.

Mein Gott, denkt Kretloff. Es ist das eingetreten, was ich immer befürchtet habe! Er konnte den Mund nicht halten! Er wollte den Pennälern die Wahrheit beibringen! Jemand hat ihn denunziert – irgendein Schüler oder ein Kollege!

»Erwin«, ertönt da die Stimme des Mädchens neben ihm, »was kann denn Papa gesagt haben? Es kann doch nicht so schlimm sein...«

»Du weißt doch, wie er über den Endsieg denkt«, murmelt er. »Als ich das letzte Mal mit ihm beisammen war, sagte er ganz offen, daß Deutschland den Krieg bereits verloren hat. ›Lerne Russisch‹, hat er gesagt, ›du wirst es bald brauchen können, Junge!‹ – Vielleicht hat er das gleiche auch seinen Schülern geraten.«

Das Mädchen nickt bekümmert, tastet nach dem hängenden

Arm und streichelt ihn.

»Erwin, kannst du Urlaub bekommen? Du mußt doch versuchen, mit Papa zu reden. Er wird dich brauchen ... Mama meint auch, wir müßten einen Anwalt...«,

»Weder ich kann ihm helfen«, unterbricht Kretloff dumpf, »noch der beste Anwalt der Welt. Das muß Papa allein durchstehen, Inge.« Er wischt sich mit der Hand übers Gesicht. »Ich hab's gehahnt, daß es mal so kommen wird«, murmelt er, »ich hab's gehahnt, Inge. Papa hat von Anfang an defätistische Ansichten gehabt und sie auch ausgestreut. Ich habe ihn gewarnt, ich habe...« Er verstummt, sieht dem Mädchen in die Augen und versucht ein Lächeln, als er sagt: »Ich danke dir, daß du dir die Mühe gemacht hast, Inge.«

»Ich bitte dich«, entrüstet sie sich sanft, »es ist doch klar, daß ich es dir auf schnellstem Weg sagen mußte.« Sie hascht nach seiner Hand und drückt sie besorgt. »Meinst du, daß du wegen Papa Schwierigkeiten bekommst? Mama deutete es an.«

Kretloff lächelt nicht mehr, sein Gesicht wird düster.

»Ich muß damit rechnen, Inge«, sagt er. »Vielleicht holt man mich zu einem Verhör.«

»Ich habe Angst um dich, Erwin«, flüstert sie und läßt die Stirn an seine Schulter sinken.

Er streichelt ihre Wange und murmelt: »Mach dir um mich keine Sorgen, Inge. Wenn man mich fragt, was ich dazu zu sagen habe, werde ich ihnen schon etwas erzählen.«

»Sage ihnen nur, daß du an den Endsieg glaubst, Erwin... Sage ihnen, du weißt nicht, wie dein Papa darüber denkt, und ob er etwas gegen den Führer gesagt hat. – Erwin...« Sie sieht zu ihm auf. »Erwin, ich bitte dich, sei ganz vorsichtig, hörst du! Mama läßt es dir auch sagen!«

Er nickt nur. Sie reckt sich, küßt ihn schnell auf den Mund und fragt leise:

»Kannst du noch einmal heimkommen?«

»Ich werde Urlaub einreichen, aber ich habe nicht viel

Hoffnung, Inge. Jetzt noch weniger als vorher.«

»Meinst du, daß es deine Kompanie erfährt?«

»Ich bin sicher.«

»Wirst du darunter zu leiden haben, Erwin?«

Er schweigt, blickt über sie hinweg zum Fenster hinaus, ohne etwas wahrzunehmen. Seine Gedanken überfliegen die letzten drei Jahre: das erfolgreiche Abitur, freiwillige Meldung zum Arbeitsdienst, Abkommandierung zur Ersatztruppe. Erst glaubte man auch an den Sieg, aber diese Hoffnung schwand, als Stalingrad fiel, in Tunis die Afrikaarmee kapitulierte. Die englischen Bombengeschwader, und vor allem die amerikanischen, hatten diese Siegeshoffnung in Rauch und Trümmer untergehen lassen. Und doch – irgendwie glaubt man doch an das, was einem jeden Tag aus dem Radio versprochen wird, auch an das, was die NS-Führungs-Offiziere in den Speisesälen predigen! Und jetzt – jetzt hatte man Papa geholt! Irgendwo in einem Zimmer oder in einem Gefängnis sitzt er!

»Ich muß jetzt gehen, Inge«, sagt Kretloff, als habe er die Antwort auf ihre bange Frage überhört. »Der Dienst fängt gleich an. Ich muß jetzt sehr vorsichtig sein, verstehst du?«

»Ja, bitte ...«, flüstert sie.

Wenige Minuten später geht er wieder zur Unterkunft B 3 zurück. Er grüßt Chargen und Offiziere, er grüßt bemüht stramm. Und stramm muß er sein und bleiben, wenn er nicht ebenfalls in die Grube fallen soll!

\*

Noch scheint niemand zu wissen, was dem Vater des Grenadiers Erwin Kretloff vorgeworfen wird, dem Professor Ernst Kretloff, der am Humboldtgymnasium Geschichte und Soziologie unterrichtet.

Der Grenadier Erwin Kretloff sagt es auch keinem Kameraden. Er ist feinfühlig genug, zu spüren, daß sich eine

schwarze Wolke über seinem Haupt zusammenschiebt. Er merkt es am selben Tag noch. Beim Waffenreinigen.

Hajek kommt herein, winkt ab, als Brand die Stubenmeldung gebrüllt hat, schaut sich um, wechselt ein paar Worte mit dem Obergefreiten, stellt ein paar Fragen an die Landser, bis sein Blick auf Erwin haften bleibt.

»Kretloff.«

»Herr Unteroffizier!«

»Ich hab's mir überlegt, Kretloff. Sie brauchen bei mir nicht Putzer zu machen.«

»Jawohl, Herr Unteroffizier«, sagt Kretloff. Er merkt an dem Blick Hajeks, daß die Absage einen besonderen Grund hat. Das Wohlwollen in Hajeks Augen ist erloschen. Er blickt kühl, kritisch. Mehr sagt Hajek nicht.

Als er draußen ist, lacht Brand und sagt:

»Biste traurig drüber, ha?«

»Keine Spur«, erwidert Kretloff und denkt: Hajek weiß etwas, Man wird mich bald zur Befragung holen. Vielleicht sogar noch heute.

Doch das, was er mit heimlicher Unruhe und Sorge erwartet, was er deutlich als Gewißheit spürt, tritt erst am nächsten Nachmittag ein.

Die Kompanie ist beim Waffendienst. Die Sonne scheint, und das Herumfummeln am MG 42 macht irgendwie Spaß, weil der Bauch im warmen Sand liegt und rundum im Kiefernwald die Vögel zwitschern, als gäb's keinen Krieg.

»Schützenwechsel!« kommandiert der Obergefreite Genghammer, der von Beruf Metzgergeselle ist. »Ja, Leitln – schlafst net!« ruft der gemütliche Münchner. »Schwingts die Backhendlfriedhöf a wengerl schneller!«

»Von wegen Backhendl (Brathühnchen), Herr Obergefreiter«, grinst Brand. »Ich weiß nicht, wie ein Backhendl schmeckt. Ist das eine Süßspeise?«

»Wennst nach dem Sieg nach München kimmst, Brand, dann

wirst die Backhendln kennalerna.«

Der Genghammer ist ein gemütliches Haus. Er kann aber auch wild und gemein werden. »Zur Wildsau!«, wie er dann verkündet.

Im Föhrenstreifen hinter der Unterkunft B 3 klappern die MG-Verschlüsse, rascheln die Platzpatronengürtel, übt man fleißig den Umgang mit Waffen.

Da summt ein Kübelwagen heran, hält. Spieß Hermann Nolte geht zum Leutnant, der an einem Kieferstamm lehnt und den »Stürmer«\* liest.

Nolte grüßt und erhält eine freundliche Antwort.

»Herr Leutnant«, sagt er dann, »ich muß den Grenadier Erwin Kretloff zum Chef bringen.«

Hopf lässt das Blatt sinken.

»Ist was los?«

Der Spieß steckt eine geheimnisvolle Miene auf und dämpft die Stimme.

»Zwei Herren vom SD (Sicherheitsdienst) sind da. Der Vater des Erwin Kretloff sitzt wegen defätistischer Äußerungen, die er vor seinen Schülern gemacht hat. Er ist nämlich Professor an einem Gymnasium.«

Leutnant Hopf runzelt die Stirn, wirft einen Blick zur Gruppe Genghammer hinüber, schaut dann wieder den Spieß an und fragt:

»Der Kretloff soll verhört werden?«

»Jawohl, Herr Leutnant.«

»Dicker Hund«, murmelt Hopf. Dann ruft er zur Gruppe hinüber:

»Grenadier Kretloff – herkommen!«

Erwin hört es. Sein Herz hämmert plötzlich schwer. Jetzt ist es soweit! schießt es ihm durch den Kopf.

Er springt auf, aber die Glieder sind auf einmal schrecklich steif und müde. Trotzdem setzt er sich in Trab, haut vor dem

---

\* von Julius Streicher herausgegebenes anti-jüdisches Blatt

Leutnant die Hacken zusammen und meldet:

»Grenadier Kretloff wie befohlen zur Stelle!«

Zwei Paar Augen mustern den Rekruten von oben bis unten.  
Der Spieß guckt eher neugierig.

»Sie werden vom Chef verlangt«, sagt Hopf kurz.  
»Weggetreten!«

»Los, kommen Sie, Kretloff!« murmelt der Spieß und geht mit ihm zum »Kübel«.

Sie steigen ein. Erwin sieht aus den Augenwinkeln heraus, daß Hajek zum Leutnant tritt, etwas sagt, und wie beide dem Kübelwagen nachblicken.

Der Spieß sagt kein Wort. Die Fahrt zur Unterkunft dauert nur ein paar Sekunden, endet vor dem Eingang.

»Los, 'raus mit Ihnen!« befiehlt der Hauptfeldwebel und wirft Kretloff einen feindseligen Blick zu.

Dieser ist auf einmal ganz ruhig geworden. Weg ist das Herzklopfen, das Gefühl der Angst. Ihm kann man ja nichts vorwerfen. Er gibt sich Mühe, ein guter Soldat zu sein! Oder soll er jetzt für den Vater eintreten? Ihm Schützenhilfe geben?

Der Spieß geht voraus, betritt die miefige Schreibstube. Das Personal schaut auf Erwin Kretloff, der zackig grüßt, durch die Barriere geht und im Zimmer des Hauptmanns verschwindet.

Zwei Herren in Zivil sind da, sitzen lässig vor dem Schreibtisch. Sie rauchen. Der Hauptmann, ein älterer Mann mit grauen Schläfen, einer randlosen Brille im faltigen Gesicht, auf der Brust das EK eins aus dem Ersten Weltkrieg, sieht dem Grenadier forschend entgegen.

Kretloff rasselt seine Meldung herunter, bemüht zackig, um zwei Oktaven zu hoch. Fast überschlägt sich seine Stimme. Er will ja Eindruck machen. Er muß den Herren zeigen, daß er ein strammer Soldat ist.

Die beiden Herren in Zivil rauchen und mustern ihn aufmerksam. Hauptmann Müller räuspert sich.

»Kretloff«, beginnt er, »wissen Sie, warum Sie da sind?«

»Nein, Herr Hauptmann.«

»Diese beiden Herren hier haben ein paar Fragen an Sie zu richten«, sagt Müller und vollführt in Richtung der Besucher eine Handbewegung.

Der eine Besucher hält plötzlich einen Zettel in der Hand, wirft einen Blick darauf und fragt:

»Sie sind Abiturient und waren beim Arbeitsdienst in Augsburg?«

»Jawohl. Autobahnbau.«

»Sie wollen Jura studieren?«

»Jawohl. Nach dem Krieg – nach dem Sieg«, fügt Erwin sicherheitshalber hinzu.

Blickwechseln der Anwesenden. Jetzt läßt sich der andere Herr vernehmen. Er hat Mensurnarben im Gesicht und unangenehm scharfe, helle Augen, die sich nun auf Kretloff richten.

»Sie wissen also noch nicht, daß Ihr Vater wegen staatsfeindlicher Äußerungen verhaftet wurde?« fragt er.

»Nein, Herr...«

»Und was wollte Fräulein Inge Menzel bei Ihnen?« verhört der andere, der ein Bürstenbärtchen trägt. »Sie war doch, gestern hier! Sie haben mit ihr in der Wache gesprochen!«

Jetzt erschrickt Kretloff bis ins Mark. Es wird ihm elend. Er spürt, daß er einen Fehler gemacht hat, daß ihm der kalte Schweiß ausbricht.

»Ja, Fräulein Menzel war da«, gibt er bemüht ruhig zu. »Aber sie sagte mir kein Wort, daß mein Vater... O Gott«, murmelt er, weil er weiß, daß er jetzt den Bestürzten spielen muß, »was – was hat mein Vater denn getan?«

Der mit den Mensurnarben antwortet kühl:

»Ihr Vater, der sogenannte Geschichtsprofessor, hat sein Lehramt in der gemeinsten Weise mißbraucht und seine Schüler mit staatsfeindlichen und defätistischen Äußerungen zu beeinflussen versucht. Er hat Zweifel an der Gerechtigkeit

unseres großen Kampfes aussäen wollen und unserer Jugend, die ihm anvertraut wurde, den festen Glauben an den Endsieg nehmen wollen. Ihr Vater, Grenadier Kretloff, ist ein Volksverräter und verderblicher Charakter. Er wird sich dafür zu verantworten haben.«

Nebenan in der Schreibstube ist es still. Hauptmann Müller sitzt hinter dem Schreibtisch und spielt mit einem roten Bleistift.

»Haben Sie gewußt, daß Ihr Vater gegen unser Volk und Vaterland hetzt?« fragt der kleinere der beiden mit Schärfe.

»Nein!«

»Sie lügen«, stellt der mit den Schmissen fest. »Sie versuchen, Ihren Vater zu decken.«

Kretloff schluckt verstohlen. Er weiß, daß er jetzt jedes Wort erwägen muß. Vater durfte nicht noch mehr belastet werden. Und er konnte ihm nicht helfen. Er stand selber am Rand eines schwarzen Abgrundes.

»Ich habe nicht gewußt, daß mein Vater sich gegen Volk und Vaterland gestellt hat«, sagt er bemüht ruhig und fest. »Er hat mir gegenüber auch nie irgendwelche Äußerungen gemacht.«

»Sehr zweifelhaft, Grenadier Kretloff«, bemerkt der mit den Schmissen; er ist sicher ein Akademiker. »Ihr Vater ist auch in seinen engeren Freundeskreisen als spitzfindiger, boshafter Staatsfeind aufgefallen. Er wird sicher auch mit Ihnen über seine Ansichten gesprochen haben.«

»Nein!«

»Und warum sollte er dies nicht getan haben?«

»Weil er weiß, daß ich ein guter Deutscher bin. Wenn mein Vater versucht hätte, mich von meinem Standpunkt abzubringen, hätte ich die Verbindung zu ihm abgebrochen.«

Als Kretloff dies gesagt hatte, hat er das Gefühl, die Gefahr gebannt zu haben. Und tatsächlich wechseln auch die beiden SD-Herren einen Blick. Hauptmann Müller legt den roten Stift zurück und verschränkt die Arme vor der Brust.

»Wann waren Sie das letzte Mal mit Ihrem Vater zusammen?« fragt der Kleine und zerdrückt die Zigarette im Aschenbecher.

»Vor etwa einem halben Jahr. Ich hatte acht Tage Urlaub.« «Und da merkten Sie nicht, daß Ihr Vater ein Defätißt und Kollaborateur ist?« fragt der mit den Mensurnarben.

»Ich habe meinen Vater immer für einen guten Deutschen gehalten«, erwidert Kretloff. Er wird immer sicherer, aber mit jedem Wort, das er sagt, wächst in ihm etwas Neues, eine Erkenntnis, die ihm bisher verborgen geblieben ist.

»Wenn Sie ihm schreiben würden«, sagt der mit den Schmissen, »was würden Sie ihm schreiben?«

»Meine Verachtung würde ich ihm schreiben«, gibt Kretloff zurück und denkt: Mein Gott, bin ich feige, bin ich ein schlechter Sohn! Jetzt lächelt der mit den Mensurnarben.

»Gut, schreiben Sie dies Ihrem Vater. Wir werden den Brief gleich mitnehmen. Sie können wegtreten, Grenadier Kretloff... Danke.« Er nickt sogar freundlich.

Kretloff knallt die Hacken zusammen, schmeißt die Rechte hoch und ruft: »Heil Hitler!«

»Heil Hitler!« sagen die beiden Herren und heben lässig die Hände. Kretloff geht hinaus. In der Schreibstube sieht er neugierige Gesichter. Keiner sagt etwas.

Als er vor dem Dienstzimmer steht, ist ihm übel zumute. Weinen möchte er, aber er beißt die Zähne zusammen und geht den Korridor entlang in die Stube Nummer 4. Dort überkommt ihn das heulende Elend. Er sinkt am Tisch nieder, wirft die Arme darauf und preßt den Kopf dagegen.

»Papa ...!« murmelt er verzweifelt. »Du bist doch sonst so klug... Warum hast du diese Dummheit begangen? Warum bloß? Es ist doch sinnlos ...«

Nur wenige Minuten dauert die Depression, dann holt er die Schreibmappe aus dem Spind, setzt sich an den Tisch und schreibt:

*»Papa, was hast Du getan? Ich schäme mich... Unser Vaterland wird nie zugrunde gehen! Daran glaube ich, solange ich lebe!*

*Erwin*

Er liest die wenigen Zeilen. Vielleicht versteht der Vater, was zwischen den Worten steht!

Indessen warten die beiden vom SD. Sie sprechen mit Hauptmann Müller.

»Auf den Kretloff muß aufgepaßt werden, Hauptmann«, sagt der mit der Narbe. »Beim geringsten Verdacht, daß er mit seinem Vater einer Meinung ist – Meldung!«

»Selbstverständlich, meine Herren«, versichert der Hauptmann.

\*

Der Ausbildungsdienst geht weiter. Erwin Kretloff gibt sich Mühe, nicht aufzufallen und ein guter Soldat zu sein. Er grüßt am zackigsten, er antwortet laut und deutlich, er putzt und wienert Klamotten und Waffen, aber das nützt ihm alles nichts. Der Kompaniekklatsch ist wie ein Bazillus, der alle ansteckt. Man weiß von irgendwem, daß der Vater dieses Erwin Kretloff als Defätist, als Staatsfeind sitzt und der Soldat Kretloff vielleicht auch in aller Stille ein Gesinnungsschwein sein könnte. Schon der Name »Kretloff«!

»Sag mal, wo bist du eigentlich geboren?« fragt Becker, ein blasser, langer Kerl mit vorstehenden Froschaugen. »Kommt der Name Kretloff nicht irgendwo aus dem Osten?«

»Ich bin in Mannheim geboren«, erklärt Erwin, »mein Großvater und mein Urgroßvater sind Pfälzer gewesen.«

»Kretloff klingt aber ziemlich polnisch oder russisch!«

Von diesem Augenblick an hat Kretloff das Gefühl, daß Becker ein Spitzel ist und auf ihn aufpassen soll. Die anderen

Kameraden lassen Erwin links liegen. Er muß Kaffee holen, die Stube sauber machen. Vom MG 1 ist er weggeholt und als »Schütze Arsch« ins letzte Glied gestellt worden. Er tritt mindestens zweimal zu jedem Appell an, er muß – wenn er im Korridor oder draußen einem Gefreiten oder sonst einem Dienstgrad begegnet – immer noch einmal zurück, weil die Grußhaltung schlecht oder die Blickwendung nicht zackig genug war. Und Erwin Kretloff muß natürlich auch den Pißort und die Lokusse reinigen.

Hajek, seit einigen Tagen mit den Feldwebelsternen auf den Schulterklappen, läßt den Grenadier Kretloff auch spüren, für was er ihn hält: »Sie Wurzelschwein, Sie wagen es, mir so einen verdreckten Karabiner vorzuzeigen? – Was ist das da, ha?«

»Das ist Dreck, Herr Feld\*!« schreit Kretloff, obwohl der Finger, der im Karabinerschloß herumgebohrt hatte, sauber ist.

»Kretloff, zu mir her!« heißt es ein andermal, und Kretloff wetzt zum Herrn Feldwebel. »Kretloff, was lesen Sie für Bücher?«

Erwin weiß längst, daß man seinen Spind durchsucht hat, und so gibt er zur Antwort: »Ich lese juristische Fachbücher, weil ich nach dem Sieg Rechtsanwalt werden möchte, Herr Feld.«

»Sie glauben also an den Sieg, Kretloff?«

»Jawohl, Herr Feld.«

Hajek sieht ihn scharf an, nickt, schickt ihn wieder weg. Es sind Schikanen, denen er ausgesetzt ist; mehr oder weniger offene Schikanen. Leutnant Hopf beachtet ihn überhaupt nicht, und was der Hauptmann denkt, weiß Erwin auch, obwohl er ihn kaum zu Gesicht bekommt.

Kretloff sorgt sich um seinen Vater, von dessen Schicksal er nichts weiß. Auch Inge läßt nichts von sich hören. Es ist, als säße er hinter Stacheldraht und Gittern und bekäme von

---

\* gebräuchliche Abkürzung

Wärtern das Essen vorgesetzt und Schikanen bereitet. Trotzdem will er ein strammer Soldat sein; er glaubt, Vater helfen zu können, wenn er seine Vorgesetzten überzeugt, daß der Sohn des defätistischen Professors ein einsatz- und opferbereiter Soldat ist. Er will zum Einsatz kommen, er will kämpfen und damit das gutmachen, was Vater angerichtet hat.

Das Gerücht, bald nach dem Osten abtransportiert zu werden, hält sich hartnäckig. Ausgebildete Einheiten verschwinden über Nacht. Das Ersatzbataillon faßt nagelneue Klamotten und steht sozusagen Gewehr bei Fuß.

Von den Kameraden, mit denen Kretloff zusammenleben muß, sind zwei da, die nett geblieben sind: Brand und Troska, der Kölner. Ihre Freundschaftsbeweise sind natürlich zurückhaltend, aber Erwin spürt, daß er nicht ganz allein auf weiter Flur steht. Auch der Gruppenführer, der Obergefreite Alois Genghammer, behandelt ihn nicht unbedingt feindselig.

Ein langweiliger, heißer Sonntag ist's, an dem Erwin, Brand, Troska und Schrann in der Stube sitzen und Skat spielen. Die anderen sind in der Kantine oder liegen irgendwo in der Sonne.

Plötzlich fragt Brand: »Hast du schon etwas von deinem Vater gehört, Erwin?«

Die Frage erschreckt Kretloff, aber sie beglückt ihn auch irgendwie.

»Nein, nichts gehört«, murmelt er, während er das ausgegebene Kartenspiel zusammensteckt.

»Was soll er denn gesagt haben?« forscht Brand weiter und wirft Kretloff einen Blick zu.

»Reden wir nicht darüber«, gibt Erwin zurück und sieht Brand bittend an. »Wenn ich etwas sage, wird's irgendwo von irgendwem auf die Goldwaage gelegt.«

»Mensch, vor uns kannst du doch reden«, meint Troska. »Wir gehören doch schließlich zusammen.«

»Das ist nicht die Meinung von allen«, sagt Kretloff.

In diesem Augenblick klopft es an die Tür. Die Köpfe

fliegen hoch, »Herein!« ruft Brand, der Stubenälteste, und macht sich schon zum Aufspringen bereit.

Die Tür geht auf. Kretloff traut seinen Augen nicht! Inge ist da! In einem hübschen, hellen Kleidchen, eine Handtasche am Arm, steht sie unter der Tür und lächelt scheu.

»Inge!« stammelt er, wirft die Karten hin, steht auf und geht zu ihr. »Inge – um alles in der Welt, wie kommst du hierher...? Hier herein?«

Die anderen gucken neugierig auf das hübsche Kind. Sie wissen, was sie tun müssen. Brand steht auf und sagt:

»Los, Sportsfreunde, wir gehen in die Kantine, einen trinken!« Das Mädchen grüßend, Blicke auf beide werfend, verlassen Brand, Troska und Schrann die Stube.

Inge hatte bis jetzt noch kein Wort gesagt.

»Komm, setz dich!« murmelt Kretloff. Er kann es immer noch nicht fassen, daß sie da ist. »Wie bist du denn hereingekommen?« fragt er sie, als sie am Tisch Platz genommen und die Handtasche weggelegt hat.

»Ich bin schon seit dem Vormittag da«, erwidert sie. »Bin draußen hin und her gelaufen. Ein Blitzmädel (Wehrmachtshelferin) hat mich dann mit hereingenommen – eine aus der Vermittlung. Sie war sehr nett.«

Kretloff greift nach ihrer Hand und streichelt sie dankbar.

»Da hast du dich also als Nachrichtenshelferin oder so eingeschmuggelt?«

Sie nickt.

»Ich kann eine Stunde bleiben, Erwin. Dann treff ich mich mit dem Mädel an der Wache und fahre mit ihr nach Berlin zurück. Sie ist auch aus Berlin.« Sie lächelt. »Komm, gib mir einen Kuß, Erwin.«

Sie küssen sich scheu. Dann fragt Kretloff!

»Hast du etwas über Papa erfahren?«

Sie nickt bekümmert.

»Er ist in Moabit. Mama hat es über eine Adresse

herausgebracht, aber es gibt keine Möglichkeit, mit ihm zu reden, Erwin.«

Kretloff schweigt und blickt das Mädchen an,

»Bist du verhört worden?« fragt er.

»Nein«, gibt sie zurück. Und dann erzählt er ihr, was vor etwa zehn Tagen passiert war, und daß zwei Herren des SD da waren, die ihn ausquetschten und einen Brief, den er an Vater schreiben mußte, mitgenommen hatten. »Inge«, sagt er zum Schluß halblaut, »man behandelt mich hier, als wäre ich ein Verräter. Ich muß es büßen, daß Papa etwas gegen den Krieg gesagt hat.«

In ihren Augen schimmert Mitleid. Sie steht auf, küßt ihn und murmelt:

»Ich habe immer an dich gedacht, Erwin, immer... Nachts habe ich manchmal geweint, weil alles so traurig ist.«

Er erhebt sich, nimmt sie in die Arme, und dann vergessen sie für ein paar Sekunden den Kummer, den Krieg, die undurchsichtige Zukunft. Es drängt sie zueinander, aber sie müssen fürchten, daß jemand hereinkommt, der Becker, der Kompaniespitzel! Oder sonst einer!

»Komm, wir gehen«, sagt Kretloff und verläßt mit ihr die Unterkunft B3. Gegenüber liegt ein grau-grün gestrichener Bau, ein Lager. Ein paar Sträucher, ein bißchen Grün rankt sich an der häßlichen Wand, ein bißchen Rasen, auf den man sich setzen kann.

Dorthin gehen sie. Und in der nächsten flüchtigen halben Stunde versinkt alles um sie herum.

»Wann kommt ihr denn weg?« fragt sie, den Arm um seine Schulter.

»Es kann jeden Tag passieren. Wir haben schon neue Klamotten gefaßt. Das ist ein sicheres Zeichen, daß wir bald abkommandiert werden.«

»Wohin?« fragt sie besorgt.

»Nach dem Osten!«

Sie schmiegt sich an ihn, tastet nach seiner Hand.  
»Die Nachrichten werden immer schlechter«, flüstert sie.  
»Fast jede Nacht ist Fliegeralarm. Vor zwei Tagen ist neben unserem Haus eine Bombe gefallen und hat zwei Menschen getötet. Viele Tote in jeder Nacht, Erwin...«

»Ich kann dich leider nicht begleiten, Inge«, sagt Kretloff beim Abschied. »Ich möchte nicht, daß jemand erfährt, daß du da warst. Grüße Mama von mir. Bitte, versuche auch etwas über Vater zu erfahren. Schreibe mir – schreiben kannst du mir doch sicher. Bloß – du mußt mit jedem Wort vorsichtig sein. Ich glaube, man liest meine Briefe.«

Ein letzter Kuß, ein letzter Blick, ein gemurmeltes Segenswort, dann läuft die helle Gestalt davon.

Es ist Kretloff, als schwinde ein kleiner, heller Schein, als verlösche ein Licht.

Langsam, traurig und bedrückt kehrt er in die Unterkunft zurück. Zum Glück ist niemand da. Er wirft sich aufs Bett, birgt den Kopf im Arm und verflucht die Zeit, in der er leben muß.

In dieser Nacht, um halb elf, schrillen die U.v.D.<sup>\*</sup>-Pfeifen in den Unterkünften des Bataillons.

Der Befehl zum Abtransport ist da!

\*

Der Transportzug ist lang, vollgepflöpt mit Nachschub für die Front und Soldaten. Die Wagenschlange rollt Tag und Nacht. Über Posen, Warschau, nach Bresk. Dann weiter in Richtung Pinsk.

Erst singen sie, bald aber werden sie still, werden ernste Gespräche geführt. Das Lachen wird selten, und es vergeht ihnen, als sie den Krieg zu riechen beginnen: den Rauch zerbombter Ortschaften oder Städte. Verwundetentransporte

---

\* Unteroffizier vom Dienst

stehen auf Abstellgleisen, ein Lazarettzug. Verbundene Köpfe ragen aus Türen oder Waggonfenstern. Wer eine gute Nase hat, riecht Wundgestank...

Man fragt und bekommt die Antwort zugerufen: »Alles Scheiße! Aber siegen, siegen, siegen tun wir doch...«, singen ein paar Verwundete, die mit verbundenen Köpfen, Armen oder Beinen unter der Waggontür sitzen.

Kretloff denkt nicht mehr an das, was er zurückgelassen hat. Mit vierzig Mann – die Stärke des 1. Zuges, den Feldwebel Hajek führt – fährt er in einem Viehwaggon. Ein halbes dutzendmal hält der Zug, weil sowjetische Kampfflieger oder Bomber angreifen, Bombenteppiche werfen. Hinter Bresk, mitten auf freier Strecke, sind plötzlich sowjetische Kampfflugzeuge da und pfeffern mit Bordkanonen in den haltenden Transportzug, daß die Fetzen fliegen.

Zwei Tote, sechs Verwundete! Die ersten Verluste des Bataillons, das die Frontlücken füllen und den geplanten Gegenangriff mitmachen soll. Noch weiß niemand, wo die Fahrt endet. Für ein paar ist sie schon zu Ende – im schnell geschaufelten Grab neben der Bahnlinie.

Was wissen schon die Landser, die in neuen Monturen an die Front transportiert werden, welche strategischen Schachzüge das deutsche Ostheer unternimmt, um dem immer stärker werdenden Feind Niederlagen beizubringen und aus den Zangengriffen durch Offensiven herauszukommen? Angeschlagen durch den grausamen Winter, wollen die deutschen Armeen neue Kräfte sammeln, um im Mittelraum der Ostfront den Druck des Feindes zu brechen und ihn wieder in die Ausgangsstellungen von 1941 zurückzuschlagen. Und die deutschen Armeen scheinen wieder Glück zu haben. Die Krim raucht unter dem Granatenhagel der deutschen Artillerie. In der Ukraine finden schwere Geschützduelle statt, denen Angriffe und Gegenangriffe folgen. Auch der Feind blutet. Nachts hört man die Front immer deutlicher. Schließlich hat

das Bataillon das erste Ziel erreicht, und man steigt mit steifen Beinen aus den Waggons.

Kein Mensch kann sagen, wo man steht. Nachts ist man aus dem Zug gescheucht worden. In der warmen Dunkelheit sind ein paar klägliche Häuser wahrzunehmen. Von dem, was einmal ein Bahnhof war, ist nicht mehr viel übriggeblieben.

»Essen fassen!« heißt es.

Die Küchenbullen haben ihre Gulaschkanonen zwischen niedrigen Häusern aufgefahren und geben Erbsensuppe aus, Muckefuck (sogenannter Kaffee) und pro Kopf ein halbes Brot.

Melder schnurren auf Krads (Motorräder) herum. Die Kompaniechefs werden zum Kommandeur gerufen, der die weiteren Befehle ausgibt. In der Ferne hört man Geschützfeuer, zuckende Lichter erscheinen am Nachthimmel. Jemand hat erfahren, daß die Ortschaft um den zerbombten Bahnhof Karatschew oder so ähnlich heißen soll. Und nach Orel, wo der Frontdonner herkommt, sollen es nur noch knapp hundert Kilometer sein.

»Die werden wir sicher mauken (laufen)«, sagt Schrann, während er die reichlich dünn gewordene Erbsensuppe aus dem Kochgeschirr löffelt und mit den Zähnen große Brothappen vom Stück reißt.

Mitternacht ist schon vorbei, als zum Antreten gepfiffen wird. Man packt die Kochgeschirre, schmutzig wie sie sind, wieder weg, schnallt das Marschgepäck fester.

»Ohne Tritt – maaarsch!«

Eine Ersatzkompanie marschiert in die Nacht hinein, dem dumpfen Grollen entgegen, ein ganzes Bataillon Nachersatz. Ohne Gesang, schweigsam. Denn die jungen Landser ahnen, daß da vorn gekämpft und gestorben wird...

\*

Bis zum Morgengrauen sind sie marschiert, durch flaches, sumpfiges Land, durch mückenverseuchte Waldstücke, durch

öde, verlassen anmutende Dörfer, die zwischen Bäumen kauern und nach Rauch riechen. Sie sind staubige Wege gelaufen und haben die ersten Blasen an den Füßen, daneben wundgescheuerte Hüftknochen vom schwer behängten Koppel. In Zossen waren der Karabiner, das MG, der Muni-Kasten leichter. Hier scheint alles hundertmal mehr zu wiegen.

Im ersten Morgenlicht tauchen weite Maisfelder auf, Hügel, auf denen winzige Dörfer liegen, und als der staubige Weg in einen hellgrünen Birkenwald hineinführt, hört man sogar Vogelgesang. Aber weit dahinter, am unsichtbaren Horizont, grummelte der Frontdonner.

In einer Ortschaft, die in einer grünen Mulde liegt, wird das ersehnte »Halt!« gerufen. Der Heerwurm, der die ganze Nacht lang durchs Land gekrochen war, ist abgerissen, in Stücke aufgelöst. Die Kompanien beziehen Rastplätze. Die Dritte verteilt sich in dem Dorf, in dem ein paar Bewohner verängstigt aus den winzigen Fenstern ihrer strohgedeckten Katen herausschauen.

Kein Mensch weiß, wie dieses elende Kaff heißt, in dem die Kompanie Rast macht und auf den weiteren Befehl zu warten hat. Der 1. Zug belegt ein Gehöft. Es besteht eigentlich nur aus einem niedrigen, mit Lehm erbauten, strohgedeckten Häuschen, einem windschiefen Schuppen, in dem erschrockene Hühner gackern, und zwei kegelartig errichteten Schilf- oder Strohhaufen. Vor dem Haus steht ein Brunnen mit einem Ziehbalken.

Feldwebel Hajek scheint wieder in seinem Element zu sein. Er war soeben in die Kate eingedrungen. Man hört ihn drinnen brüllen. Gleich darauf hasten ein paar Leute heraus, ein alter, weißbärtiger Mann mit einer Pelzmütze auf dem Algenhaar, dann zwei alte Frauen und eine jüngere, die ein Kind an die Brust drückt.

»Haut ab, dreckiges Volk!« blökt Hajek.

Das »dreckige Volk« verschwindet schleunigst und überläßt

dem 1. Zug den armseligen Lebensraum.

»Herr Feld, dürfen wir die Hühner fangen?« fragt einer.

»Klar!« lautet die Antwort. »Murkst sie ab und steckt sie in den Topf. Irgendwo müssen Zwiebeln sein. Ich will zum Frühstück ein gekochtes Huhn, verstanden!«

Die Jagd auf die sechs oder zehn Hühner belebt die müden Geister. Hei! Das also ist der Krieg! Die erste Beute!

Auch der Obergefreite Alois Genghammer erwischt ein Huhn, dreht ihm den Kopf ab und wirft den zappelnden Kadaver Erwin zu.

»Da, Kretloff! Rupfen und für mich herrichten!«

Das Landserleben hat begonnen. Daß im Osten die Kanonen donnern, erhöht den Spaß mit den Hühnern, hebt und stärkt das Selbstbewußtsein.

Kretloff hat das Gewehr in den Schuppen gestellt, das schwere Koppel abgeschnallt, und nun rupft er das Huhn. Als ihm jede Menge Hühnerflöhe über die Hände hüpfen, vergeht ihm der Appetit auf Hühnerfleisch.

Drüben steigt Rauch aus dem Stummelschornstein. Am Brunnenrand wird sich gewaschen. Auf und nieder schwenkt der Ziehbalken und holt Eimer um Eimer trübes Wasser herauf. Stimmen schwirren durcheinander, da und dort ein Lachen.

Im Osten steigt die Sonne empor und wirft goldenes Licht über das Land.

Niemand hört das Dröhnen. Aus dem Kanonendonner wächst es heraus, es nähert sich, es wird zum Tosen.

»Flieger!« brüllt jemand. »Flieger!«

Ein halbes Dutzend Sowjetmaschinen springt über den Wald, über die Hügel hinweg, zieht steil nach oben, entdeckt die Ansammlung in den Dörfern, kommt zurück.

»Volle Deckung....!« brüllt Hajek. »Volle Deckung!« Dann ist er verschwunden.

Gestalten spritzen auseinander, rennen hinter eine Deckung, werfen sich hin, ziehen die Köpfe ein.



Einer der Schlachtflieger – es ist eine »Iljuschin« – rast heran. Aus dem Propellerlärm hört man deutlich das Hacken der Bordwaffen. Dreckfontänen tanzen über den Hof. Ein menschlicher Schrei geht in dem Getöse unter. Eine schwärzliche Rauchfahne nach sich ziehend, fliegt die Maschine einen steilen Bogen und kommt noch einmal zurück.

Zwei Bomben krepieren dicht vor dem Gehöft und wirbeln Dreck und Rauch auf.

Dann ist der Spuk verschwunden, und die JL II röhrt in der Ferne davon. Das strohgedeckte Haus brennt plötzlich, die Flammen breiten sich rasend schnell aus. Hajek, mit dem Koppel in der Hand, stürzt mit noch ein paar Leuten aus dem Haus und flucht.

Aus der Traum vom Hühnerfrühstück. Die Vorspeise schmeckt keinem. Mit bleichen, verstörten Gesichtern kommen die Landser aus ihren Deckungen und starren das brennende Haus an.

»Sanitäter!« ruft jemand. »Sanitäter!«

Einen von der zwoten Gruppe hatte es erwischt: Oberschenkelschuß. Das Blut quillt nur so.

»Mensch«, sagt Brand zu Erwin, »wie schnell die da waren! Man kann sich kaum retten.«

Kretloff nickt nur. Fünf Minuten später ist kein Mensch mehr auf dem brennenden Gehöft. Feldwebel Hajek hat sich mit dem 1. Zug in eine Mulde verzogen, wo man sicherer ist, ein paar Happen runterwürgen und dann schlafen kann.

Bis zum Abend dauert die Rast. Sie haben den heißen Junitag verschlafen, fassen vor Einbruch der Dunkelheit Essen und müssen sich beeilen, es wegzubringen, weil bereits zum Weitermarsch gepfiffen wird. Nördlich von Orel wird ein Großangriff der Sowjets erwartet, und auf deutscher Seite soll Verstärkung zusammengezogen werden. Das feindliche Artilleriefeuer und neueste Ergebnisse der Luftaufklärung

verheißen nichts Gutes.

Auch das 3. Ersatzbataillon bewegt sich auf diesen bedrohten Frontabschnitt zu. Nach zwei langen, nächtlichen Marschstrecken erreicht das Bataillon sein Ziel.

Es ist eine langgezogene Ortschaft mit einer Kirche, deren Turm abgesägt wurde. Zwischen den Holzhäusern und strohgedeckten Katen wimmelt es von Fahrzeugen. Natürlich sind auch wieder rauchende Ruinen zu sehen, und die Krater auf der staubigen Straße und auch anderswo verraten, daß die Sowjets diesen Geländefleck unter Beschuß halten. In ein paar Scheunen liegen Verwundete, die auf den Abtransport warten. Hinter der Ortschaft – ungemein beruhigend für den heranrückenden Ersatz – hat sich eine Abteilung schwerer Feldhaubitzen eingegraben und ballert ab und zu hinüber. Die Rohre ragen schräg in den Abend und schicken die schweren Brocken über einen langgezogenen Hügelrücken hinweg, auf dem die Stellungen eines strapazierten Infanteriebataillons liegen. Es scheint ablösungsreif zu sein, oder es ist für andere Aufgaben bestimmt. Jedenfalls soll das 3. Bataillon sich dort postieren.

Noch hält es sich aber in der Ortschaft auf. Die Kompaniechefs werden wieder zu einer Besprechung gerufen. Indessen wird das Essen ausgegeben.

Erwin Kretloff merkte schon beim Ausladen in Karatschew, daß er nicht mehr abseits der Kameradschaft und der soldatischen Gemeinschaft steht. Man läßt ihn nicht mehr spüren, was wahrscheinlich in seinen Stammpapieren als Vermerk eingetragen ist. Ihm selbst kommt es vor, als sei die Sache mit seinem Vater vergessen, und man akzeptiere ihn. Er ist der 1. Gruppe des 1. Zuges zugeteilt, den Feldwebel Hajek anführt. Daß er nicht mehr beim MG ist, macht ihm nichts aus.

Die unmittelbare Frontnähe schafft kameradschaftlichen Zusammenhalt. Auch Becker, den Kretloff für einen Spitzel hält, redet so, als sei er ihm wohlgesonnen. Schließlich sitzt

man ja in einem Boot, und wenn das Geräusch der Abschüsse so nahe ist und die ersten Toten der Kompanie bereits in fremder Erde liegen, dann glaubt man eben, daß einer den andern braucht und das »Schieß du, ich springe!« wichtiger ist, als Hader und Voreingenommenheit.

Die Nacht ist mondhell. Hinter der Ortschaft schießt die Haubitzenabteilung Einzelfeuer, ab und zu dröhnt eine Lage. Muni-Fahrzeuge treffen ein. Die Dunkelheit ist voll geschäftiger Hast, voll gedämpften Lärms und riecht nach dem Rauch der Feldküchen, die irgendwo stehen.

»Wir lösen Infanterie ab, die schon seit sechs Wochen auf dem Hügelrücken in Stellung liegt«, verkündet Hajek nach einer Zugführerbesprechung beim Kompaniechef. »Um eins ziehen wir los.«

Doch bevor es eins wird, winselt es in der Luft, und zehn Minuten lang fetzen Sowjetische Granaten ins Darf sowie in die unmittelbare Umgebung. Auch bei der Haubitzenbatterie steifen Blitze und Dreckfontänen hoch. Die Mondnacht stinkt nach Pulvergasen, die ein schwacher Windhauch davonträgt. Am Dorfende brennt etwas.

Niemand schläft. Die 3. Kompanie wartet immer noch auf den Befehl, die am Hügelrücken liegende Infanterie abzulösen.

Kretloff, Troska, Brand und Schrann haben sich an der verkohlten Mauer eines einstmaligen Schulgebäudes ausgebreitet. In der Nähe reden die anderen Kameraden miteinander, glühen Zigaretten auf.

»Erwin, was sagst du zu Stalingrad?« fragt Brand, der neben ihm liegt und döst. »Ob sich diese Niederlage wiedergutmachen läßt?«

Der Grenadier Kretloff ist vorsichtig, und er weiß, warum. Zwar hat er das Gefühl, daß Brand ein aufrichtiger Kerl ist, aber man muß sieh jedes Wort genau überlegen.

»Die Schlappe wird sich auswetzen lassen«, gibt er zurück.  
»Man kann nicht immer nur siegen.«

»In Afrika ist es auch Sense«, stellt Brand fest. »Mir kommt's so vor, als würden wir laufend Dresche kriegen.«

»Wir müssen an den Sieg glauben«, sagt Kretloff. »Wenn wir den Krieg verlieren, Franz, dann ist Ausverkauf in Deutschland.«

»Die dreh'n uns durch den Wolf«, lässt sich Schrann vernehmen. »Da bleibt kein Auge trocken.«

Schweigen.

Hinter dem Hügelrücken blitzt es wie fernes Wetterleuchten. Man hört dumpfe Abschüsse. Überall wummert es: Geschützfeuer, kein MG-Gemecker. Kein Patschen von Karabinerschüssen.

Im Dorf dröhnen Motoren. Wahrscheinlich bringen Lkw Verpflegung oder Munition. Diese Geräusche haben etwas Tröstliches, Beruhigendes an sich. Man ist noch nicht auf dem Hund, es kommt noch etwas heran! Die Räder rollen...!

Sie ziehen die Köpfe ein, weil ein Winseln und Rauschen heranfliegt.

Wummm! macht es in der Nähe. Aber es folgt kein Krach. Ein Blindgänger!

Dafür kreppieren die nächsten Lagen, die der Feind herüberschickt, um so verlässlicher.

Die Feldhaubitzenbatterie hinter dem Dorf bleibt die Antwort nicht schuldig und feuert gut eine halbe Stunde lang. Man kann das eigene Wort nicht mehr verstehen.

Plötzlich tritt wieder Ruhe ein. Auf der Straße ertönen Rufe. Fahrzeuge brummen.

»Sie schießen hierher«, lässt Brand sich vernehmen, »am Hügel ist es still.«

»Na, ich denke, die werden auch schon was abgekriegt haben«, meint Troska.

Worauf Brand erwidert: »Die Stellung scheint gut zu sein. Von einem Hügel 'runter kann man sich besser verteidigen. Da holt sich der Angreifer blutige Köpfe.«

Man merkt, daß jeder sich mit der zu erwartenden Aufgabe vertraut machen will. Noch weiß ja keiner, wie es zugeht, wenn der Feind in unübersehbaren Massen zum Angriff antritt, die erste Angriffswelle fällt, die zweite niedersinkt, und über die Leichen und schreienden Verwundeten hinweg die dritte oder vierte Angriffswelle stürmt, brüllt und einbricht, weil die MG heißgeschossen sind, Ladehemmung haben oder keine Munition mehr! Sie wissen nicht, wie furchterregend ein Panzerangriff ist, der alles niederwalzt und zermalmt, was sich ihm in den Weg stellt!

Auf dem Hügel oben ist es ruhig, und das macht den jungen Kerlen Mut, die auf die Ablöse warten.

»Gruppenführer zum Zugführer!« ruft es plötzlich entlang des Dorfrandes.

»Herr Obergefreiter, aufstehen!« Brand rüttelt Genghammer, der ein paar Meter entfernt schnarcht. »Fixluja – was ist denn los?« knurrt der Münchner und fährt hoch.

»Die Gruppenführer sollen zu den Zugführern kommen.«

»Wie spät ist's?« nuschelt Genghammer und schnallt das Koppel um den Bauch.

»Gleich eins«, lautet die Auskunft.

»Mitten in der Nacht...!« knurrt das »Rückgrat der Armee« und gähnt wie ein Nilpferd. »Mi leckst am Orsch!« Dann hüpf Genghammer davon. Zehn Minuten darauf ist er wieder zurück und verkündet:

»Buam, auf geht's! Jetzt schauen wir dem Feind ins Auge!« Das letzte versucht er auf hochdeutsch zu äußern. Man lacht nervös. Dann verläßt die 3. Kompanie das Dorf und begibt sich gruppenweise zu dem Hügel, über den der runde Mond sein bleiches Licht verströmt.

\*

Die Grenadiere wissen nicht, daß eine entscheidende Schlacht bevorsteht, die Blut und Material kosten wird. Hitler hat das Heft des Handelns an sich gerissen und versucht im Osten durch eine Kraftanstrengung die Entscheidung herbeizuführen. Er lehnt es ab, dem Vorschlag Feldmarschall von Mansteins zu folgen und eine russische Offensive, die in der Ukraine erwartet wird, mit starken Kräften aufzufangen und zu zerschlagen.

Die Frontlinie im Mittelabschnitt verläuft von Charkow nach Bjelgorod, schwenkt dann in einem weiten, nach Westen führenden Bogen ein, an Kursk vorbei, wo starke feindliche Einheiten in einer Tiefe von fast hundert Kilometern aufmarschiert sind, und schiebt sich dann wieder nach Osten vor, Orel abschirmend. Die Front läuft in Richtung Roslawl weiter, wo die 4. Armee zu einem Gegenangriff aufmarschiert.

Das wichtige Kursk, das im Besitz der Sowjets ist, soll in einem umfassenden deutschen Zangenangriff erobert, der Feind entscheidend geschlagen werden.

Von diesen Plänen wissen nicht einmal die Bataillonschefs etwas. Der Aufmarsch vollzieht sich bewußt geheim, aber die sowjetischen Aufklärer und die in den Wäldern versteckten Partisanen beobachten die deutsche Aufmarschbewegung ganz genau und funken sie ihren Landsleuten auf der anderen Seite zu.

So ist die Lage, als das 3. Bataillon die Höhe 505 besetzt, die 3. Kompanie unter der Führung eines Hauptmann Müller einen Höhenabschnitt in einer Breite von knapp einem Kilometer übernimmt, und eine einstmals neunzig Mann starke Infanterieeinheit mit neununddreißig müden, erschöpften, gleichgültig gewordenen Männern abzieht und den Abschnitt dem »jungen Gemüse« überläßt.

Der Stellungsabschnitt, den die 3. Kompanie bezieht, ist eine Hügelrückensenke mit ein paar kläglich zerschossenen Baumstümpfen und einem zerfallenen Schafstall, in dem der

Kompaniegefechtsstand installiert wird. Die gut angelegten Stellungen, die freies Schußfeld hügelabwärts gen Osten bieten, sind durch tiefe Laufgräben verbunden.

»Alte Frontschweine«, die den knallharten Winter überstanden und furchtbare Erfahrungen sammelten, hatten die Verteidigungsstellungen mit ebensoviel Geschick wie Hingabe ausgebaut.

»Mensch, das ist ja der reinste Salon!« jubelt Brand, als er sein MG 42 auf einem Tisch aufbauen kann. Ein Ofen aus Blechbüchsen ist da, Stroh zum Schlafen, sogar ein Tisch aus Birkenästen.

Auch die anderen Züge und Gruppen finden gut ausgebauten Bunker und Sappen vor. Die Strippen (Leitungen) sind schnell gelegt, dann meldet jeder Zugführer die Einsatzbereitschaft.

Kretloff ist mit der 1. Gruppe des 1. Zuges in einem tief in die Hügelerde gegrabenen Bunker eingezogen. Vom Bunker weg führen Laufgräben zu benachbarten Stellungsplätzen und Trampelpfade in die Senke, wo sich der Kompaniegefechtsstand ausgebreitet hat. Ein Stück weiter unten, in einem zerrumpften Wäldchen, sind der Troß und die Küche aufgefahren. Das Dorf liegt drei Kilometer entfernt zwischen Hügeln und der langgezogenen Talsenke. Dort ist der Standort des Bataillonsstabes.

Es wirkt auch weiterhin beruhigend auf die Gemüter, daß hinter dem Dorf weit unten die Haubitzen wummern und ihre Granaten nach drüben schicken. Bei gutem Wetter sieht man auch die Einschläge zwischen Pappeln und helleren Flecken. Dort also liegt der Gegner!

»Du, da stinkt's aber elend«, stellt Troska an einem der nächsten Tage fest. »Hat da jemand einen toten Vogel in der Tasche, ha?«

Ein süßlicher Geruch weht in die Nasen, wenn sich das Gras gegen Westen neigt: Leichengeruch! Vor der Stellung liegen

ein paar Russen, die irgendwann bei einem Spähtrupp-unternehmen gefallen sind.

»Mensch, das ist ja widerlich«, stellt Becker fest. »Mir kommt's gleich hoch.«

Aber dann dreht der Wind, und der Gestank ist nicht mehr wahrzunehmen.

Eine Woche ohne besondere Vorkommnisse! Nur die Batterien auf beiden Seiten brüllen sich an. Nachts steigert sich der Kanonendonner zu einer wahren Geräuschorgie. Südöstlich des Hügelrückens 505 hört man ein fast ununterbrochenes Rollen und Dröhnen, das die bevorstehende Offensive der deutschen Armee verrät. Im Norden ist es ruhiger.

Die 3. Kompanie fühlt sich gerüstet und irgendwie auch sicher, da hinter dem langgestreckten Dorf die Haubitzen in unregelmäßigen Zeitabständen schießen und beruhigend auf die Landser in den Stellungen am Hügelrücken wirken.

Feldwebel Hajek kommt sich wieder als altbewährter Haudegen vor und inspiziert andauernd seinen Jungen Haufen. Er befiehlt größte Achtsamkeit. »Wen ich schlafend auf Posten erwische, den mache ich zur Schnecke«, droht er, »und außerdem kriegt er einen Tatbericht angehängt!« Letzteres ist nur eine Redensart, aber er will damit wohl deutlich machen, daß man schärfstens aufpassen soll. Die abgelösten Kameraden hatten auch die Warnung hinterlassen: »Der Iwan ist jede Nacht da. Du hörst ihn nicht, du siehst ihn nicht, auf einmal hast du den Hals durchschnitten...«

Genghammer, der auch schon Fronterfahrung hat, läßt vom Erdbunker weg einen Graben nach vorn ausbuddeln, um einen vorgeschobenen Posten ansetzen zu können. Nachts wird der Graben, der etwa zwanzig Meter lang ist, ausgehoben, das Erdreich weggeschafft und die Sappe zu einer MG-Stellung hergerichtet.

Man kann von dort aus das sanft abfallende, mit Büschen und zerschossenen Baumresten bedeckte Gelände besser

beobachten. Nachts, wenn der Wind aus östlicher Richtung kommt, riecht man nicht nur Leichen, man kann auch die Geräusche des Gegners vernehmen: fernes Motorengebrumm oder jenes Klirren, das die Anwesenheit von Panzern verrät. Ab und zu wird entlang der Hügelstellung geschossen: kurze, nervöse Feuerstöße oder das vereinzelte Patschen von Karabinerschüssen.

An diesem Tag wird Kretloff mit Brand zusammen nach vorn in die Sappe geschickt. Vier Stunden dauert für jeden Doppelposten die Wachzeit.

Die Nacht ist sternenklar und hochsommerlich warm. Kretloff und Brand haben das MG mit einer Zeltplane zugedeckt. Es ist geladen und gesichert. Der MG-Lauf ist schräg abwärts gerichtet. Jeder hat sich auch drei Eierhandgranaten zurechtgelegt.

Hinten, wo der Erdbunker liegt, hört man Stimmen, die aus dem Erdinnern kommen. Man hatte in den letzten Tagen genug geschlafen, bleibt daher jetzt lange wach, spielt Karten oder beschäftigt sich mit sonst etwas.

Die beiden in der vorgeschobenen Horchstellung schweigen und stehen links und rechts des schußbereiten MG. Sie lauschen auf den starken Kanonendonner, der aus südöstlicher Richtung herüberdringt. Über den Himmel huschen die Lichtschimmer der Abschußblitze. Trotz des rollenden Lärms hört man die Grillen im Hügelhang zirpen. Es klingt schüchtern und birgt einen Hauch von Frieden in sich.

»Erwin, was macht dein Mädel daheim?« fragt plötzlich Brand und verrät damit, daß er an Mädchen und Liebe denkt.

»Inge ist Verkäuferin in einem Lebensmittelgeschäft«, erwidert Kretloff. Er ist überrascht, weil auch er an Inge gedacht hatte.

Er verstummt, weil ihn Kretloff an der Schulter packte und kurz rüttelte.

»Du ...«, flüstert er aufgeregt, »da vorn hat sich was bewegt

– bei den zwei Büschen!«

Brand tritt sofort auf die Zigarette und dreht sich um, späht vorsichtig über den Erdrand.

»Ein Hase wird's gewesen sein«, murmelt er.

»Hier gibt's keine Hasen«, gibt Kretloff zurück. »Los, mach das MG klar, Franz.«

Die Zeltbahn raschelt zu Boden. Der blanke Stahl der Waffe schimmert auf.

Kretloff lässt den Blick über das Gelände schweifen. Die Büsche sehen aus wie dunkle, hockende Figuren. Links unten ragt ein zerschossener Baumstumpf gegen den Sternenhimmel.

»Du hast dich getäuscht«, flüstert Brand. »Da ist nischt.«

Erwin Kretloff winkt hastig ab. Ihm ist's, als bewege sich doch etwas zwischen den Büschen. Es kann aber auch eine Täuschung sein. Vielleicht ist es der sanfte Windhauch, der die Zweige bewegt.

»Guck mal...!« murmelt Brand und deutet nach Norden. Dort geht eine Leuchtkugel hoch, hängt ein paar Augenblicke am Himmel, verschüttet bleiches Magnesiumlicht und taumelt langsam nieder, verlöscht. Eine deutsche Leuchtkugel! Vielleicht hat man auch dort eine verdächtige Bewegung im Vorfeld gesehen...

»Sollen wir auch eine Leuchtkugel loslassen?« fragt Kretloff.

Brand überlegt; dann nickt er und erwidert:

»Ich geh' in den Bunker und frag' den Genghammer, ob er mir die Leuchtpistole gibt.«

»Mach das, Franz!«

Brand verschwindet leise aus der Sappe. Kretloff ist allein und strengt die Augen an.

Da...! Es ist keine Täuschung! Keine dreißig Meter entfernt bewegt sich etwas. Eine Gestalt – zwei – drei robben geräuschlos auf die Stellung zu.

Ich muß schießen! denkt Kretloff. Ich kann nicht warten, bis

der Franz mit der Leuchtpistole kommt! Das sind Russen – ja, es sind Russen...!

Schon reißt er den MG-Kolben an die Wange, entsichert. Bevor er den Abzug zieht, wird ihm bewußt, daß er zum erstenmal auf Menschen schießt – auf lebendiges Fleisch, das herankriecht, auch morden will.

Der Finger krümmt sich. Das MG beginnt zu hämmern. Der MG-Kolben drischt das Gesicht des Schützen. Kretloff schwenkt die Waffe hin und her, hält sie schräg nach unten. Dann ist der Gurt leergeschossen.

Hinten im Graben poltert es. Genghammer, Brand und noch ein paar wühlen sich durch die Enge heran. Rechts beginnt ein MG zu rattern, links auch eins, dann bricht das Geschieße ab.

»Hast a paar erwischt, Kretloff?« fragt Genghammer aufgeregt. Er hält die Leuchtpistole in der Hand hoch, schießt sie aber noch nicht ab.

Kretloff schluckt. Ihm ist erbärmlich zumute.

Jetzt knallt es neben Kretloff. Die Leuchtkugel steigt hoch, flammt grell, schleudert blendendes Licht herab. Köpfe recken sich über den Erdrand.

Ja, da vorn liegen Tote – drei – vier – fünf ...!

Im Laufgraben poltert und wetzt etwas. Hajek ist da und fragt. Worauf ihm der Obergefreite den Verfall und dessen Erledigung meldet.

Am nächsten Morgen zählt man vom Erdbunker aus fünf tote Sowjets. Sie liegen wie erdfarbene Bündel zwischen und vor den Büschen.

»Das wird bald wieder Gestank geben«, meint einer von der 1. Gruppe.

Seit jener Nacht gilt der Grenadier Erwin Kretloff etwas. Die Kameraden schauen ihn anders an als vorher, sie reden mit ihm, sie lassen ihn merken, daß man seinen Schießeifer bewundert.

Die fünf Leichen vor der Stellung wachsen in den nächsten Tagen. Die Hitze tagsüber und die schwülen Juninächte beschleunigen den Verwesungsvorgang. Zum Glück weht das Lüftchen nur selten aus Osten, aber wenn man den Hang hinunterschaut, sieht man die Toten. Kretloff sieht nicht hinunter, sondern krampfhaft darüber hinweg.

»Die müssen liegenbleiben«, sagt jemand. »Vielleicht gehen wir bald vor...«

Der Mensch gewöhnt sich an alles. Auch an Leichengestank, Niemand weiß zu sagen, wie lange man den Höhenzug 505 noch besetzt halten wird. Erst als hinter dem Dorf eine zweite Batterie in Stellung geht, Munitionsberge aufgestapelt werden, als sich auf dem Hügelrücken die Artilleriebeobachter etablieren und mit Scherenfernrohren das Feindgelände vermessen, wird es deutlich, daß etwas passieren wird und ein Angriff bevorsteht.

Die Truppenführer werden zum Kommandeur beordert. Anschließend müssen die Zugführer in den Gefechtsstand der Kompanie kommen. Aber erst nachts erfährt man, daß morgens Punkt vier Uhr der Angriff auf die Feindstellungen unterhalb des Hügelrückens stattfinden wird.

Da kommt manchem der Gedanke: Ob ich fallen werde? Ob ich morgen wohl noch einmal den Abend erlebe? – Und es sind auch genug da, die sich freuen würden, wenn sie einen Heimatschuß bekämen. Denn der Krieg sieht hier anders aus als in Zossen. Aus den Sandkastenspielen sind blutige Kämpfe geworden, und die Heimat ist weit weg – sehr weit!

An diesem Abend, in dieser Nacht mit bedecktem Himmel, sind die Stimmen leise geworden, wird wenig gesprochen, werden frische Fußlappen um die Füße gewickelt, wird nachgeschaut, wo die Verbandspäckchen stecken, wird nach Osten geblickt, wo's zappendüster ist und Abschußblitze die Finsternis für Sekunden aufreißen. Der Leichengeruch bringt eine Vorahnung vom Tod. Die jungen Soldaten kennen den

Krieg überhaupt noch nicht richtig. Sie haben Angst, obwohl sie mit ruppigen Redensarten glänzen wollen. Etwa mit diesen: »Na denn, gute Nacht Marie. Wenn ich hin bin, könnt ihr meine Zigaretten haben.« Und jeder hofft, daß es den andern trifft.

Drei Uhr morgens ist es inzwischen geworden. Ausgerechnet an diesem Tag regnet es, dünn und warm.

Da beginnen die Batterien hinter dem Dorf zu schießen. Schlagartig bricht das Feuer nach drüben los. Die Nacht bebt, die Erde zittert. Wer nach hinten schaut, sieht es blitzen. Über den Hügelrücken 505 rauschen die Granaten. Weit drüben – man kann's nicht sehen – schlagen sie ein. Das Artilleriefeuer dauert fast eine ganze Stunde.

»Fertigmachen zum Angriff!« heißt es. Von Mund zu Mund geht der Ruf, während es im Osten dämmrig hell wird. Unweit der Stellung fetzen die Kaliber jetzt ins Gelände, in das bewaldete Tal, in die Wiesen, wo der Bach entlangfließt. Auf einem vergrasten Weg steigen Einschläge hoch. Der Luftdruck der krepierenden Granaten ist zu spüren. Aber es sind deutsche Granaten, die das Feindgelände sturmreif schießen.

Der Gegner antwortet unsicher. Da und dort steigen ein paar Dreckfontänen hoch.

Kurz vor vier Uhr morgens verstummen jäh die deutschen Kanonenschlünde. Sekundenlang herrscht eine makabre Stille. Dann ertönen entlang des Hügelrückens Pfiffe, Rufe.

»Auf geht's, Kameraden!« schreit Genghammer seiner Gruppe zu und schwingt sich als erster aus der Stellung.

»Los, ihr Knackeulen!« brüllt Hajek. »Lauft euch warm!«

Der Morgen ist dämmerig, regnerisch, das Gras naß, die Büsche triefen, der Himmel hängt niedrig, als das Bataillon aus den Hügelstellungen hervorbricht und hangabwärts stolpert, zum Bach, über sumpfige Wiese, auf den Mischwald zu, aus dem Pulverrauch steigt.

Der Feind schießt. Schwerfällig hämmern die russischen

Maschinengewehre aus unsichtbaren Stellungen. Da und dort ein weher Aufschrei. Ein paar Gestalten bleiben liegen, oder sie wälzen sich herum. Einer robbt mit blutigem Bein zurück.

Ein böser Traum im Morgengrauen! Eine unselige Macht treibt sie voran, schießend, heiser brüllend, stolpernd ...

Kretloff schleppt zwei MG-Kästen. Brand schmeißt sich zweimal hin und feuert in den Wald hinein, aus dem ein paar russische Maschinengewehre im charakteristischen Rhythmus hämmern. Geduckt rennen die Landser der 1. Gruppe auf den Waldrand zu. Noch ist keiner hingefallen, noch brüllt oder stöhnt keiner auf.

Kurz darauf sind sie in einem tropfnassen Wald. Sie stolpern über Brombeergesträuch, verlieren den Halt, stürzen, raffen sich auf und rennen weiter, die Verbindung zum keuchenden Nebenmann haltend. Voraus der Obergefreite mit der MPi. Er feuert ein paarmal auf schemenhafte Gestalten.

Schließlich erreicht die vordringende Kompanie freies Feld. Drüben liegt ein rauchendes, brennendes Dorf, aus dem MG-Feuer prasselt.

»Haaalt!« brüllt jemand. »In Stellung gehen!«

Vielleicht ist es das ganze Bataillon, das entlang des erreichten Waldrandes in Stellung geht. Langanhaltende MG-Salven durchpeitschen den heller werdenden Morgen. Dann haut es drüben ein. Artilleriebeobachter, die den Angriff mitmachten, forderten wohl das Feuer der Batterien auf das noch vom Feind gehaltene Dorf an.

Inzwischen werden die Verlustmeldungen gesammelt. Der 1. Zug hat einen Toten und sechs Verwundete zurückgelassen, die von den nachfolgenden Sanitätern aufgesammelt werden.

»Der Schmitt ist gefallen«, sagt jemand. »Und den Barnik hat's auch erwischt.«

Aufgerissene Augen, bleiche Gesichter unter verrutschten Stahlhelmen starren zum Dorf hinaus, in das die deutschen Granaten schlagen. Fast alle Hütten brennen. Man hört

Motorengeräusche, die sich entfernen.

Um sieben Uhr und zwanzig Minuten ist das Dorf in deutscher Hand, und die 3. Kompanie gräbt sich am Ostrand ein. Zwischen den brennenden Katen stehen zurückgelassene Fahrzeuge, die durchsucht werden. Man findet aber nur Munition. Auf der schlammig gewordenen Straße und am Westrand des Dorfes liegen Tote.

»Mensch«, sagt Troska zu Erwin, als sie mit dem Spaten buddeln, »wir siegen ja doch. Hoffentlich geht's so weiter.«

Knapp acht Kilometer tief sind die deutschen Ersatzverbände ins Feindgebiet eingedrungen. Die Verlustziffer wird erst am Nachmittag bekannt: sechzehn Tote, vierundzwanzig Verwundete des 3. Bataillons.

\*

Es sind knapp vierzehn Tage vergangen. Das 3. Bataillon hat noch zwei Angriffe unternommen und in dieser Zeit etwa dreißig Kilometer vom Feind zäh verteidigtes Gelände erkämpft.

Aus dem »jungen Gemüse« sind Landser, »Frontschweine« geworden, wie Hajek stolz bestätigt, und auch Leutnant Hopf sowie Hauptmann Müller sind dieser Meinung. Die 3. Kompanie ist auf vierundsechzig Mann zusammengeschmolzen, aber sie stellt ein festes Ganzes dar, das sich glänzend schlägt und bewährt.

Was die allgemeine Lage angeht, so weiß man jetzt, daß die 4. Panzerarmee im Raum Charkow-Bjelgorod Bodengewinne erzielt hat, die 2. und 9. Armee die Sowjets auf Kursk zurückgedrängt hat und in schwere Abwehrkämpfe verwickelt ist. Tag und Nacht paukt die Artillerie auf beiden Seiten.

Stolz und froh hatten die Soldaten der 3. Kompanie die ersten Tiger-Panzer gesehen, die einmal an ihnen vorbeigefahren waren und den Eindruck erweckten, als sei der

Krieg wieder erfolgreich geworden. Sie verschwanden in Richtung Kursk. Artilleriefeuer bereitete ihren Kampfweg vor, aber sie wurden nicht mehr gesehen.

Später sah man ein paar zerschossene Wracks auf freiem Feld stehen, ausgeglüht, tot und einsam. Wo die anderen »Tiger« geblieben waren, weiß niemand zu sagen.

Aber noch dröhnen die deutschen Kanonen, noch brummen die Lastwagen, die Munition und Verpflegung heranbringen, und Feldwebel Hajek hat es sich inzwischen angewöhnt, seine Leute zu duzen.

Irgendwo zwischen Orel und dem rauchenden Kursk sind sie angelangt, in einem halbzerstörten Dorf, in dem noch die Trümmer rauchen. Die Bewohner sind vor der Kriegsfurie geflohen und halten sich irgendwo in den waldigen Schluchten auf, oder sie haben sich den zurückgegangenen Truppenverbänden der Sowjets als Hilfskräfte angeschlossen, um bald wiederzukommen.

Das Land ist hügelig und streckenweise unübersichtlich. Die 3. Kompanie hat Befehl, sich vor dem Dorf einzugraben, während die anderen Kompanien unmittelbar anschließen und die Gegend von Südosten nach Nordwesten feindwärts sichern. Der Bataillonsstab ist im Dorf in der wie zufällig heil gebliebenen kleinen Holzkirche untergebracht. Die Fernsprechleitungen sind über Gräber hinweggezogen worden, denn der winzige Friedhof liegt unmittelbar hinter dem orthodoxen Kirchlein. Wer weiß, wo der Pope steckt! Wahrscheinlich ist er mit den Bewohnern geflüchtet!

Etwa einen Kilometer von diesem Dorf entfernt liegt ein Kolchosenhof auf einer kleinen Anhöhe. Das Wirtschaftsgebäude ist niedergebrannt, das Vieh verschwunden. Nur ein paar Hühner, deren letzte Stunde längst geschlagen hat, liefen noch herum, bevor Hajeks Zug das zerstörte Gehöft mit seinem Zug besetzte und sich in den verbliebenen Schuppen und den Resten einer Scheune einnistete.

Die Strippenzieher haben die Verbindung zum Kompaniegefechtsstand und zum Bataillonsstab hergestellt. Wenn Hajek anruft, meldet er sich unter »Marder«, die Gegenstelle antwortet dann: »Hier ist ›Wiesel‹.«

Es wird allgemein angenommen, daß der Großangriff auf die Feindstellungen von Erfolg sein wird. Die Sowjets scheinen auf dem Rückzug zu sein. Kein nennenswertes Artilleriefeuer. In diesem Abschnitt ist es erfreulich ruhig, während anderswo Blut fließt und alle Waffenkaliber Tag und Nacht zu hören sind.

Weiß Gott, die 3. Kompanie hat es nötig, sich auszuruhen. Die Stimmung ist optimistisch. Man lacht, man wähnt sich als das, was man einmal war: als Sieger. Daß es nur knapp dreißig Kilometer Bodengewinn sind, den man erkämpft hat, ist nur den Skeptikern zu wenig.

Zur Stunde findet im Kompaniegefechtsstand eine Besprechung mit den Zugführern statt. Die Frage, wer für das EK (Eisernes Kreuz) vorgeschlagen werden soll, wird diskutiert. Auszeichnungen beflügeln den Kampfgeist, steifen das vaterländische Bewußtsein. Jede Kompanie hat Anspruch auf ein bißchen »eins« und »zwei« (EK I und II).

Hauptmann Müller, unrasiert und martialisch aussehend, hat ein Blatt Papier vor sich liegen. Schon stehen ein paar Namen darauf. Auch der von Hajek, was ihn natürlich freut und in generöse Laune versetzt. Er hat sich, die Eingabe zum EK eins ja auch verdient!

»Feldwebel, wer soll von Ihrem Haufen fürs EK zwei vorgeschlagen werden?« fragte Hauptmann Müller.

»Der Obergefreite Alois Genghammer«, lautete die prompte Antwort.

»Gut – der Genghammer also«, nickt der Hauptmann und schreibt den Namen in die Liste. »Und wer noch?«

»Kretloff hat sich gut bewährt«, erklärt Hajek. »Er ist wie eine Lokomotive losgegangen. Guter Soldat, Herr

Hauptmann.«

Leutnant Hopf macht ein bedenkliches Gesicht, und auch Hauptmann Müller zögert, den Namen Kretloff in die Vorschlagsliste zu schreiben. Die anderen zwei Zugführer werfen sich Blicke zu. Jeder weiß ja, was dem Grenadier anhängt.

Der Hauptmann ist zu einem Entschluß gekommen.

»Es freut mich, zu hören, daß der Kretloff sich bewährt, Feldwebel Hajek, aper für eine Auszeichnung. Ich meine – wir sollten – ähm – wir sollten die nächsten Einsätze, abwarten.«

»Bin Ihrer, Meinung, Herr Hauptmann«, läßt sich Leutnant Hopf vernehmen, der ein Pflaster auf der rechten Wange hat. Es verdeckt aber keine Verwundung, sondern einen blühenden Furunkel. Auch im Nacken klebt ein Pflaster,

»Wer kommt von Ihren Leuten noch in Frage?« erkundigt sich Hauptmann Müller.

»Von meinem Zug – der Maschek«, sagt Hajek.

So also geschieht es, daß der Grenadier Erwin Kretloff, der sich vorgenommen hatte, durch Mut und Tapferkeit aufzufallen, um seinem Vater zu helfen, bei der Verteilung der Auszeichnungen zu kurz kommt, weil in seinen Stammpapieren ein Vermerk steht.

Hajek ist so ehrlich, zu ihm zu gehen und ihm zu sagen:

»Kretloff, ich hab' Sie für das EK two vorgeschlagen, aber der Chef will noch weitere Tapferkeitsbeweise.« Und Kretloff auf die Schulter klopftend ergänzt er wohlwollend: »Beim nächsten mal sind Sie sicher dabei.«

Daß Hajek seine Leute wieder mit »Sie« anspricht, liegt wohl daran, daß kein Angriff zu erwarten ist.

Kretloff lächelt nur über diesen Bescheid. Er freut sich, daß sich Hajek für ihn eingesetzt hat. Dafür strahlt der Genghammer drei Tage später, weil er das EK two bekommt, das er den ganzen Tag am Band trägt, und er hat auch plötzlich noch eine kleine Flasche Weinbrand, deren Inhalt er an seine

Gruppe verteilt.

In der vergangenen Nacht war plötzlich geschossen worden. Ein feindlicher Spähtrupp wurde rechtzeitig entdeckt und durch Gegenfeuer verjagt. Die Frage, was jenseits los ist und wo die Verteidigungsstellungen der Russen verlaufen, muß geklärt werden. Also Spähtruppundernehmen! Freiwillige vor!

Hajek, als kampferprobter Soldat, meldet sich und erhält den Auftrag, in der nächsten Nacht mit ein paar Leuten Erkundigungen anzustellen und herauszufinden, wo der Feind seine Stellungen hat. Auch die anderen beiden Kompanien stellen Spähtrupps zusammen.

Es ist ein schwüler, gewitterträchtiger Juliabend, als Hajek vom Kompaniegefechtsstand zurückkommt und seinen Zug antreten läßt.

»Knackeulen, ich brauche vier Mann für ein Spähtruppundernehmen, sagt er. »Wer will mitgehen?«

Aus jeder Gruppe treten mindestens zwei Mann vor, auch Kretloff, der keine Sekunde zögert.

Hajek geht die Freiwilligen ab.

»Sie, und Sie – und ...«, er schaut Kretloff an, tippt ihm auf die Brust und grinst: »Sie auch, Kretloff.«

Der Rest des Zuges kann wegtreten. Hajek erklärt den vier Männern, die sich gemeldet haben, den Auftrag:

»Wir müssen herauskriegen, wo der Iwan seine Stellungen hat, und was dahinter aufgefahren ist. Das ist kein Sonntagsausflug, Knackeulen. Wir können eins auf den Deckel kriegen. Aber wir sind ja Optimisten. – Was sind wir also?«

»Optimisten«, sagen die vier einstimmig. Und Hajek schickt nach: »Wir sind das Rückgrat der Armee und werden unseren Auftrag erfüllen. So oder so ...«, fügt er vorsichtshalber noch hinzu. Dann wird der Spähtruppeinsatz in allen Details durchgesprochen.

Tagsüber ist es ruhig im Abschnitt des 3. Bataillons. Bis auf

ein paar feindliche Granaten, die vor und hinter dem Dorf einschlagen, passiert nichts Ungewöhnliches. Abends gibt es – man glaubt es kaum! – Gulasch, in dem sogar Fleisch gefunden wird, und es gibt auch – man glaubt es ebenfalls kaum! – Marketenderware: Rasierklingen, Haarwasser, Zündhölzer, Zigaretten und – Kartoffelschnaps. Jeder einen Kochgeschirrdeckel voll!

Man verschachert seine Beute, der eine vertauscht den Schnaps, der andere die Rasierklingen, weil keinem so recht der Bart wächst, und dann hört man fröhlichen Gesang aus den Gräben und provisorischen Bunkern, die mit verkohlten Balken und Rasenbatzen gebaut sind.

Kretloff bereitet sich auf den Spähtrupp vor. Er spürt ein angenehmes Kribbeln und Zittern, wenn er daran denkt, sich zwischen die feindlichen Stellungen schleichen zu müssen. Nein, es ist keine Angst, es ist der Wunsch, sich bewähren zu können, etwas zu leisten, denen in der Kompanie zu zeigen, daß er furchtlos und draufgängerisch ist. Und im Hintergrund dieses Denkens steht ein Mensch mit grauen Haaren und einer vornübergeneigten Gelehrtengestalt: der Vater, der in einem Gefängnis oder KZ darbt.

Es ist eine fixe Idee geworden, denen, die Vater verurteilt, verdammt und auf den Misthaufen der üblichen Gesinnung geworfen haben, zu zeigen, daß der Sohn – der Grenadier Erwin Kretloff – im Kampf seinen Mann steht. Und wenn dieser Grenadier ins dumpfe Sinnieren oder Träumen gerät, dann sieht er sich als Ritterkreuzträger, der furchtlos vor die Schranken der Gerichtsbarkeit tritt und sagt: »Mein Vater ist ein Narr. Haben Sie Nachsicht mit ihm, lassen sie ihn wieder ans Katheder zurück. Ich stehe für meinen Vater, ich!«

Ja, das sind die Gedanken, die Träume des Grenadiers Erwin Kretloff, der nahe daran war, die erste Tapferkeitsauszeichnung auf die verdreckte Feldbluse zu bekommen. Und deswegen hatte er sich auch für den Spähtrupp gemeldet, für den ersten,

der ihm schon von vornherein wie eine Auszeichnung vorkommt, als Mut- und Charakterprobe.

»Hast du keine Angst, Erwin?« fragt Brand, mit dem er immer enger Freundschaft hält.

»Was heißt Angst, Franz ...? Ich gehe mit, und wenn's mich erwischt, dann wird man meinem Vater vielleicht mitteilen: ›Herr Professor, Ihr Sohn ist für den Führer und das Vaterland gefallen. Sie können stolz auf Ihren Sohn sein, Herr Professor Kretloff.‹«

Brand sieht den Kameraden beinahe respektvoll an, schüttelt den Kopf und murmelt:

»Ach, deswegen – jetzt versteh' ich manches, Erwin.« Und er drückt ihm die Hand.

Die bevorstehende Nacht verspricht klar zu werden. Der Mond geht im Osten als scharfe Sichel auf. Schwül ist der Abend, an dem sich Erwin Kretloff und seine anderen Kameraden für den Gang nach drüben vorbereiten. Nur Maschinenpistolen mit Munition werden mitgenommen, sowie Handgranaten, die man in den Taschen der Tarnjacke trägt. Sonst nichts. Nur noch Optimismus und Hoffnung, daß man heil zurückkommt. Hajek hat eine Kartentasche und eine Taschenlampe bei sich.

Die fünf Mann, die hinüber sollen, besprechen noch einmal alles und verlassen die Stellung gegen zehn Uhr nachts. Die Parole für die Rückkehr lautet »Marder!«. Und Hajek sagt dann noch: »Putzt euch die Ohren. Wer auf uns schießt, den soll der Teufel holen!«

Schwül ist das Dunkel, in dem die fünf Gestalten untertauchen und lautlos verschwinden...

Hajek, Kretloff, Schmitt, Frenzel und Bonge heißen die fünf schattenhaften Gestalten, die sich im Zeitlupentempo durch ein verräterisch raschelndes und knackendes Maisfeld zwängen müssen. Aber es kann auch der lebhafte Nachtwind sein, der

die brusthohen Gewächse rascheln und sich bewegen läßt.

Die fünf Soldaten lassen sich Zeit. Sie folgen Hajek, der nicht den ersten Spähtrupp anführt. Die Taktik des Bewegens, des Horchens, Verweilen« ist dieselbe, die vor zwei Jahren gültig war. Auch ihm, Hajek, brennt das lebensgefährliche Abenteuer im Blut Er glaubt, sich auf die vier, die hinter ihm schleichen, verlassen zu können, obwohl sie noch keine Spähtrupperfahrung haben. Daß Kretloff mit dabei ist, hat er gewollt. Dieser Mensch interessiert ihn, seit sie im Einsatz sind. Dieser Kretloff ist kein Defätist, kein Feigling, der die anderen schießen läßt und es so einrichtet, daß er im dritten Glied den Angriff mitrennt! Dieser Kretloff ist ein guter Soldat! Die anderen sind verlässlich, trotz der freiwilligen Meldung brauchbar.

Das Ende des Maisfeldes ist erreicht. Eine Wiese mit Büschen trennt Maisfeld und Waldrand. Es ist anzunehmen, daß der Feind den sanft ansteigenden Mischwald besetzt hält, am Rande seine Stellungen hat.

Hajek hebt den Arm und senkt ihn langsam... »Halt!« bedeutet diese Bewegung. Noch stehen sie zwischen den dichten Maispflanzen, durch die der warme Juliwind raschelt.

Lange späht Hajek hinüber, dann sinkt er lautlos nieder und gibt durch ein Armzeichen zu verstehen, daß man den Waldrand robbend erreichen muß.

Man läßt sich wieder Zeit. Am Waldrand ist es still. Dennoch schieben sich die fünf Gestalten auf eine feindliche MG-Stellung zu?

Nein! Das Glück ist ihnen hold. Sie erreichen eine Lücke, und als sie durch sind, hören sie auch schon unterdrückte Stimmen, Geräusche im Dunkel. Ja, es sind die Sowjets! Sie haben ihre Stellungen längs des sich nach innen schwingenden Waldrandes eingerichtet. Dahinter ist die Gefahr nicht geringer! Irgendwo weit hinten hört man das Summen von Fahrzeugmotoren.

Hajek will sich die Stelle, durch die man schlüpfen kann, merken. Er schaut nach links und rechts, prägt sich den Verlauf des Waldrandes ein.

Meter für Meter gleiten die fünf Männer weiter, teilen mit den Händen stachelbewehrtes Gestrüpp, hohes, rauhes Gras, Buschzweige. Dann sind sie im Wald.

Sie hören Stimmen, kehlige, russische Laute, ein heiseres Lachen. Klappern da nicht Kochgeschirre? Riecht die Dunkelheit nicht plötzlich nach süßlichem Machorkatabak?

Hajek liegt regungslos vor einer nach Harz duftenden Kiefer. Die andern hinter ihm. Ganz nahe, keine fünf Meter weit, bewegen sich dunkle Schatten, die halblaut miteinander sprechen. Die Dunkelheit riecht nach irgendeiner Speise. Essenträger, oder was es sein mögen, gehen vorbei und verschwinden wieder.

Kretloff nimmt den Finger vom Abzug der Maschinenpistole. Sein Herz hämmert aufgeregt. So dicht am Feind, mitten unter ihm, war noch keiner! Ist es nicht Irrsinn? Was soll das alles? Es ist doch ein glatter Selbstmord, zu dem man sich auch noch freiwillig gemeldet hatte.

Was machen sie mit uns, wenn sie uns fangen? denkt nicht nur Kretloff. Aber sie sind nun mal da, sie müssen weiter. Der Auftrag lautet: Erkundung!

Plötzlich richtet sich Hajek auf und sagt halblaut: »Weitermachen – gehen wir weiter. Haltet die MPi bereit. Aber nur schießen, wenn's brenzlig wird.«

Ein toller Kerl, dieser Hajek! Alle bewundern ihn! Kretloff am stärksten! Er kann nicht nur auf dem Kasernenhof brüllen, denkt er, er ist kein Pappsoldat, sondern ein verwegener Bursche.

Doch auch Erwin fühlt sich plötzlich so: als verwegener, kaltblütiger Kerl, der alles, was sich drohend in den Weg stellt, niederknallt.

Aber es knallt nicht. Fast wie Spaziergänger erreichen sie

das andere Ende des Waldes. Im spärlichen Himmelslicht zeigt sich offenes Gelände. Drüben eine Ortschaft, durch die eine Straße führt. Man hört Motorengeräusche. Bis zum Dorf hinüber mögen es knapp zwei Kilometer sein.

Was ist das für ein schwarzer Strich, der zum Sternenhimmel hochragt? Ein Schornstein? Eine Fabrik etwa?

Die fünf schemenhaften Gestalten verstecken sich hinter den letzten Baumstämmen des Waldrandes, spähen das Gelände ab. Vom Ort herüber führt ein Weg zum Wald. Man hört ungeniert laute Stimmen: russische Laute. Das Schnauben eines Pferdes!

»Das ist die Ziegelei«, raunt Hajek, nachdem er die anderen zu sich befohlen hatte. »Wir sehen zu, daß wir sie erreichen.« Und dann erteilt er den Befehl, daß ihm jeder im Abstand von einer Minute nachkommen soll. Danach duckt er sich und geht voran – bleibt stehen, winkt...

Die vier folgen ihm. Unbehelligt gelangen sie zu der Ziegelei, die in einer flachen Mulde liegt. Ein Schornstein stößt in den Himmel. Es riecht nach Rauch und auffallend stark nach Benzin. Im ungewissen Licht der Nacht sieht man auf dem Platz – Panzer. Viele Panzer! Sie stehen zwischen den Trockengestellen, vor einem niedrigen Gebäude, aus dessen Fenstern spärlicher Lichtschein fällt. Gestalten laufen umher, reden ungeniert laut, lachen und hantieren an den Kolossen. Ein schwerer Motor brüllt ein paarmal auf, läuft dann ruhiger und verstummt wieder. Links, unterhalb einer Lehmwand, stapeln sich Fässer zu einem Berg: Treibstoff für die Panzerfahrzeuge! Ein Benzindepot!

Kretloff und die vier anderen liegen auf den Bäuchen und schauen in die Grube, auf das Treiben dort drüben. Sie versuchen die aufgestellten Panzer zu zählen.

Mindestens zwanzig sind es. Man kann nicht alle sehen, die noch irgendwo stehen.

»Junge, Junge«, murmelt Hajek, neben Erwin Kretloff liegend, »das sieht nach einem Panzer angriff aus!«

Kretloff nickt bekommens. Und in diesem Augenblick faßt er den Entschluß, etwas Verrücktes zu tun: das Treibstoffdepot in die Luft zu jagen, um den Panzerangriff zu verhindern oder zumindest Verwirrung zu stiften und Zeitaufschub zu gewinnen.

»Herr Feld«, raunt er nach links, wo Hajek liegt, »ich schlage vor, Sie gehen zurück und melden das dort... Ich bleibe da und versuche, das Treibstofflager zu sprengen. Sind Sie einverstanden?«

Hajek überlegt. Er denkt vielleicht auch an das, was in Kretloffs Papieren vermerkt ist. Kann man ihm trauen? Will er nicht etwa das Gegenteil? Gegen seinen Willen fragt er leise:

»Wie willst du das machen, Kretloff?«

»Weiß ich noch nicht«, lautet die Antwort. »Mir fällt schon noch was ein. Jedenfalls ist es besser, Sie gehen zurück. Was ich vor habe, kann nur einer machen.«

Das leuchtet Hajek ein. Er bewundert in diesen Sekunden des Schweigens den Erwin Kretloff, und er spürt auch, daß dieser Bursche bereit ist, etwas zu tun, was einer Heldentat gleichkommt.

»Einverstanden, Kretloff«, flüstert Hajek und schiebt ihm die Hand zu. »Ich hau' ab. Mach's gut.«

»Ihr werdet ja merken, wenn's klappt, Herr Feld«, gibt Kretloff zurück. »Wenn der Qualm aufsteigt, hab' ich's geschafft.«

»Und dann?« fragt Hajek.

Kretloff läßt die Hand Hajeks los, wischt sich unter der Nase und murmelt:

»Man sollte dann die Gelegenheit nützen und angreifen. Aber das ist Sache des Kommandeurs. Vielleicht komme ich hernach durch... Wenn nicht...« Er beugt sich zu Hajek. »Dann warte ich.«

»Und wenn wir nicht angreifen?« murmelt Hajek.

»Dann versuche ich, zur Kompanie zurückzukommen.«

»Mensch, Kretloff«, flüstert Hajek, »wenn du das schaffst, dann bist du mein Freund, dann – dann glaub' ich daran, daß du ein anständiger Kerl bist.«

»Das heißt also, daß Sie mir bisher nicht getraut haben?« fragt Kretloff spöttisch,

»Mensch, du weißt selber, wie die Aktien steh'n«, gibt Hajek zurück. »Die Geschichte mit deinem Vater klebt an dir wie Dreck. Du bist auch beim Bataillon ein schwarzes Schaf. Das verrate ich dir im Vertrauen.«

»Das weiß ich, Herr Feld«, murmelt Erwin. »Ich will das, was mein alter Herr verbockt hat, gutmachen. Ich will...« Er sagt es nicht, spricht das nicht aus, was ihm auf der Zunge liegt: daß er etwas Besonderes tun will, um Vater aus der Schmach, aus dem Gefängnis oder KZ zu retten.

Aber Hajek ahnt, was unausgesprochen bleibt. Wieder greift er nach Kretloffs Hand, drückt sie eisern und flüstert:

»Du sollst die Chance haben, Kretloff. Ich zieh' mich jetzt zurück. Wenn du drüben eine gelbe Leuchtkugel aufsteigen siehst, haben wir den Rückweg geschafft. – Mach's gut, Kretloff.«

»Macht's auch gut«, gibt Erwin zurück, und dann verlangt er, daß ihm die anderen ihre Handgranaten zurücklassen; alle, die sie mitführen.

So geschieht es oben am Rand der Lehmgrube.

Hajek instruiert die restlichen drei, was passieren soll. Man schüttelt Kretloff die Hand; dann ist er allein...

Kretloff hat sich einen günstiger gelegenen Beobachtungsplatz gesucht und kauert jetzt unmittelbar oberhalb der Ziegelei. Die Taschen seiner Tarnjacke sind schwer. Zehn Eierhandgranaten hat er bei sich, und die Maschinenpistole.

Es ist eine Stelle, an der Büsche am Hang wachsen. Zur Ziegelei hinunter sind es nur wenige Meter. Er könnte mit seinem Plan gleich beginnen, aber er will warten, bis weit

drüben eine gelbe Leuchtkugel aufsteigt und anzeigt, daß Hajek und die drei anderen heil drüben angelangt sind.

Immer wieder sieht er auf die Leuchtziffern seiner Armbanduhr. Es ist halb eins geworden. Der Lärm und das sorglose Treiben am Ziegeleiplatz haben nachgelassen. Die Panzerbesatzungen hatten sich wohl im Gebäude oder auf den Trockenböden zur Ruhe gelegt. Aber es sind Posten ausgestellt, die um die Ziegelei patrouillieren; man hört ihre Stimmen.

Ob sie durchkommen? denkt Kretloff besorgt, während er zwischen den Büschen hockt. Wenn ihnen etwas passiert, hört man ja Geschieße. Aber es bleibt still... Himmel, laß sie durchkommen! denkt er in einem Anflug von banger Sorge. Wenn sie's schaffen, lohnt sich mein Einsatz. Ich werde ein paar Handgranaten bündeln, eine davon abziehen, und dann muß ich zusehen, daß ich wegkomme. Ich schieße, wenn man mich erwischt – ich schieße, bis sie mich umbringen ...Aber vielleicht klappt es. Ich muß die Verwirrung ausnutzen, um mich davonzumachen...

Immer wieder blickt er auf die Leuchtziffern seiner Uhr. Wie zäh doch die Zeit dahingehen kann! Eine Stunde, eine zweite beginnt. Kein Lichtsignal über dem schwarzen Waldstreifen. Aber auch keine Schüsse!

Der Hajek schafft's sicher, denkt Kretloff. Aber er muß sich beeilen, sonst wird's hell, und ich kann nichts mehr unternehmen... Wird's nicht schon hell? Verdamm – Ja! Hajek, beeil dich doch! – Beeil dich!

Im Osten färbt sich der Himmel rosig. Noch immer keine gelbe Leuchtkugel drüben!

Da – jetzt!

Weit, weit drüben steigt ein Licht hoch, gelblich. Bleibt am Himmel hängen, sinkt und verlöscht.

Leise verläßt er seinen Platz, rutscht abwärts, bekommt geraden Boden unter die Füße. Aufrecht geht er zu dem riesigen Stapel Benzinfässer hinüber. Niemand begegnet ihm.

Aber er hört aus dem Gebäude Stimmen, einen Fetzen Balalaikamusik aus einem Funkgerät. Das schwere Bündel drückt er an die Brust. Fast haushoch sind die Benzinfässer aufgestapelt.

Noch ein suchender Blick. Wo renne ich hin? denkt er. Am besten zum Kamin, an die hintere Wand! Vielleicht glauben die Russen, es war eine Selbstzündung, wenn die Fässer hochgehen. Es ist egal, was sie denken! Sie werden durcheinanderrennen wie die Hasen! Und dann muß ich schauen, daß ich davonkomme.

Er ist vor der Fässermauer. Noch ein schneller Blick! Niemand da! Aber drüben wandern zwei Gestalten: die Posten!

Der Grenadier Kretloff ist völlig ruhig. Fast behutsam schiebt er das Bündel Eierhandgranaten zwischen die Fässer, zieht es wieder vor, sucht den Abzugsbügel... Ein Ruck! – Fort – ganz schnell fort...!

Geduckt rennt er auf die scharfe Silhouette des hohen Kamins zu, zählt in Gedanken: einundzwanzig – zweiundzwanzig... Und erreicht die Rückwand des Kaminunterbaues.

Ein fetzender Donnerschlag dröhnt in den Ohren. Als Kretloff sich am Fuß des Kamingemäuers hinwirft, spürt er auch den Luftdruck der Detonation. Die Grube wird plötzlich von einem flirrenden, grellen Licht erhellt. Dann bebt die Erde. Das Zwielicht des Morgens wird von der Explosionswelle durchrast, der Atem stockt, die Lungen schmerzen...

Das Treibstoffdepot fliegt mit urgewaltigem Krach in die Luft. Beizender Gestank entsteht. Das Schreien und Brüllen der aus dem Schlaf gerissenen Sowjets geht in den kausalen Explosionen unter. Die Hölle ist losgebrochen. Eine Gestalt, die sich am Fuß eines ziegelroten Gemäuers aufrafft, klimmt die Lehmwand hoch, zieht sich an Sträuchern empor und erreicht den oberen Rand.

Erwin Kretloff, das »Wurzelschwein«, der Lokusputzer von

Zoszen bei Berlin, der Sohn eines Professors für Geschichte und Soziologie, eines Staatsfeindes und Defätisten blickt auf das gewaltige Feuerwerk und läuft dann den Weg zurück, den er vor drei Stunden gekommen war...

\*

Am Südostrand des Dorfes stehen Offiziere und Mannschaftsdienstgrade mit Doppelgläsern in den Händen und schauen zu einer riesigen, schwarzen, kochenden Wolkenbildung hinüber, die hinter dem Wald den Horizont bedeckt und wächst, wie eine Gewitterwand.

Der Kommandeur, ein baumlanger Mann in gescheckter Tarnjacke, läßt das Glas sinken und sagt zu seinem Adjutanten:

»Das soll der Kretloff gemacht haben?« Die Namensnennung verrät, daß sie auch im Bataillon gut bekannt ist.

»Jawohl, Herr Major. Hauptmann Müller hat die Meldung durchgegeben, als Feldwebel Hajek vom Spähtruppunternehmen zurückgekommen war.«

Der Major schweigt, blickt durch das Glas zu der brodelnden, schwarzen Rauchwand, hinüber. Auch die anderen schweigen und beobachten weiter.

Dann sagt der Major: »Das war eine verdammt tapfere und verwegene Tat. Respekt!« Worauf der Adjutant meint:

»Und so ein Bursche hat einen Vater, der ein Staatsfeind ist.«

Der Major! nickt, setzt das Glas ab, reibt sich die Augen.

»Tja, das ist wirklich traurig. Ich bin der Meinung, daß der Apfel doch auch weit vom Stamm fallen kann.« Er blickt jetzt mit bloßem Auge zum Horizont hinüber, Plötzlich sagt er: »Wenn Kretloff den Rückweg schafft, möchte ich mit ihm sprechen, Petzold.«

»Ich werde es veranlassen, Herr Major«, erwidert der Adjutant.



Drüben wird die Rauchwand immer gewaltiger... Irgendwo südlich wird geschossen. In Richtung Kursk paukt schweres Geschützfeuer...

Auch bei der Dritten sieht man den Erfolg einer verwegeen Tat. Hauptmann Müller, Leutnant Hopf, der Spieß und Hajek, der vor einer Stunde mit seinen drei Mann unbeschadet zurückgekehrt war und Meldung gemacht hatte – sie stehen da und schauen nach Südosten.

»Die Sprengung des Treibstofflagers wird einen Panzerangriff verzögern«, meint Hauptmann Müller. »Ich bin neugierig, ob wir angreifen werden.«

»Es wäre eine gute Gelegenheit«, stellt Hopf fest. »Wenn drüben jede Menge Panzer stehen, haben sie auch etwas vor.«

»Eben«, murmelt Müller. Dann wendet er sich an Hajek: »Glauben Sie, daß Kretloff durchkommt?«

Hajek zuckt die Schultern. Er wünscht es sich von ganzem Herzen. Seit er weiß, was Kretloff für ein Kerl ist, mag er ihn, und es täte ihm wahnsinnig leid, wenn Kretloff doch noch ins Gras beißen müßte.

»Er wird's in jedem Fall versuchen«, meint Hajek. »Nachts...«, fügt er hinzu. »Oder er wartet auf uns. Man sollte jetzt angreifen«, murmelt er dann.

Das ist die Meinung aller. Aber für einen Angriff muß ein Befehl vorliegen, und dieser Befehl kommt nicht. Als Hauptmann Müller noch einmal beim Bataillon anruft, erhält er die Antwort:

»Der General ist informiert worden, er gibt keinen Angriffsbefehl. Die Panzeransammlung wird durch Kampfflieger angegriffen.« Und dann wird Hauptmann Müller noch mitgeteilt: »Wenn Kretloff zurückkommt, sofort zum Chef bringen.«

Also kein Sturmangriff. Statt die drüben entstandene Verwirrung auszunützen, bleibt man in der Stellung. Den ganzen Tag qualmt es drüben. Die Feindpanzer können nicht

angreifen, weil der Treibstoffvorrat in die Luft geflogen ist. Aber die Sowjets werden bald Nachschub anfahren!

»Ein Scheißladen ist das!« schimpft Hajek, als er bei seinen Leuten ist. Er ist wütend und enttäuscht. Die Landser schweigen und beobachten die noch immer am Horizont stehende schwarze Qualmwand.

Am Nachmittag passiert doch etwas. Aus westlicher Richtung nähert sich starkes Fliegergeräusch. Sechs Stuka hummeln heran. Sie fliegen hoch über die Stellung hinweg, kreisen drüben vor der schwarzen Wand. Dann beobachtet man das Schauspiel eines Sturzangriffes. Die Herzen der Landser und Offiziere schlagen gewiß höher, als das furchterregende Heulen und Jaulen ertönt. Man hört drüben die Bomben krachen. Rauchpilze schießen hinter dem Wald empor. Die sich jäh aufbäumenden und in den Himmel zurückfliegenden Maschinen bieten einen ebenso erleichternden wie beklemmenden Anblick. Nur sechs Stuka fliegen den Einsatz. Immer wieder stoßen sie wie riesige Raubvögel nieder, werfen ihre Bomben. Dann wird die Ansammlung drüben mit Bordwaffen beschossen. Man hört das schnelle Knattern, man sieht auch die Bahnen der Leuchtpurgeschosse in spitzem Winkel der Erde und dem Qualm entgegenschießen.

Dann ist der Angriff zu Ende. Vielleicht war's der letzte, den man gesehen hatte. Hoch in den sonnigen Lüften brummen die sechs Maschinen wieder nach Westen zurück und verschwinden allmählich.

Drüben qualmt es weiter, auch abends noch, und als es dunkel geworden ist, setzt plötzlich feindlicher Beschuß ein. Der Gegner hatte sich von dem gesprengten Treibstoffdepot und dem Stuka-Angriff offenbar nicht beeindrucken lassen. Er hat jetzt ein paar Batterien aufgefahren und ballert so vehement und wütend herüber, daß es aussieht, als müsse man einen Angriff erwarten.

Wo ist Kretloff? Hat man ihn gefaßt? Liegt er bereits mit

Genickschüssen irgendwo drüben?

»Der Erwin schafft es nie«, meint Brand, der schon den ganzen Tag nach der Feindseite Ausschau hält. Auch die anderen. Die ganze Kompanie wartet auf Kretloff.

»Glaub's auch nich«, nuschelt Troska. Und selbst Becker, der Spitzel, meint: »Es wäre schade, wenn's ihn erwischt hätte, wirklich...«

Es ist Nacht geworden. Eine unruhige Frontnacht. Das feindliche Feuer ist abgeflaut. Die Kaliber hauen im Dorf und in der nahen Umgebung ein. Aus Südosten weht ein schwacher Wind, der penetranten Rauchgestank mitbringt. Da und dort sind nervöse MG-Stöße zu hören. Der Mond kommt als scharfe Sichel über den Hügeln empor und beginnt seine Wanderung durch die Ewigkeit.

Die 3. Kompanie ist wachsam. Es ist, als wollten alle aufbleiben und aufpassen, ob ein Mann, der drüben eine Hölle ausgelöst hatte, zurückkehren wird. Der Name Kretloff geht von Mund zu Mund. Das »Wurzelschwein« von Zossen, der Latrinenputzer, der Kaffeeholer und Prügelknabe der Kompanie – er ist auf einmal ein Draufgänger, ein Held geworden, ein Kerl, dem jeder die Hand schütteln möchte. Wegen seiner verwegenen Tat hatte man sogar sechs Stuka eingesetzt, die drüben aus etlichen Panzern Kleinholz gemacht haben! Das ist schon was! Das kann nicht ein jeder! Dazu gehört Mumm! Und den hat der Kretloff!

Den 2. Zug führt ein Feldwebel namens Eichner. Vor der Stellung, die am Rande eines Dorfes zwischen zwei niedergebrannten Höfen liegt, will plötzlich jemand einen halblauten Pfiff aus dem halbhohen Maisfeld gehört haben.

»Ja, da hat was gepfiffen«, behauptet ein Landser, der neben dem MG steht und nach drüben luchst.

Der Unteroffizier wird verständigt; er kommt und lässt sich die Richtung zeigen, aus der dreimal leise gepfiffen worden

sein soll.

Da – jetzt wieder! Und jetzt hört man auch ein Rascheln, und wieder das feine, hohe Pfeifen, stark tremulierend: ein Kanarienvogelpfiff!

Nein, der Iwan ist es nicht, der sein Kommen durch Pfeifen ankündigt!

Der Unteroffizier zieht den MG-Kolben ein und murmelt:

»Aufpassen, Leute – erst schießen, wenn ich schieße!«

»Erst schießen, wenn der Herr Unteroffizier schießt«, geht es leise von Mund zu Mund, und runde Stahlhelmköpfe heben sich über den Deckungsrand. Viele Augenpaare starren auf die dunkle Wand des Maisfeldes.

Plötzlich ruft jemand laut:

»Hier ›Marder‹...! Nicht schießen, Kameraden...!« Und eine geduckte Gestalt rennt heran, stolpert, ruft keuchend: »Hier ›Marder‹...!«

Arme strecken sich dem Mann entgegen. Sie ziehen Erwin Kretloff in die Stellung.

Er ist restlos fertig und kann vor Durst kaum sprechen. Die Zunge klebt ihm am Gaumen. Die Lungen pfeifen. Seine Tarnjacke stinkt nach Öl oder Benzin. Sein Gesicht ist ganz schwarz...

»Mensch, Kretloff – du bist ein toller Kerl!« lobt der Unteroffizier. »Gratuliere zum Erfolg! – Zigarette?«

»Ich – ich rauch' doch nicht«, keucht Kretloff. »Gebt mir was zu trinken. Ich verdurste...«

Man reicht ihm eine Feldflasche mit warmem Muckefuck. Er setzt sie an den Mund. Es gluckert lange, während der Ruf durch die Laufgräben geht: »Der Kretloff ist da – der Kretloff ist zurück...!«

Es poltert und raschelt. Hajek und Genghammer stolpern heran.

»Erwin, Knackeule – da bist du ja wieder! Mensch, hast du Dusel gehabt – so einen Dusel!« Hajek drückt ihm die Hand.

Und Genghammer boxt ihn in die Seite. »Du Hirsch – du Hirsch...! Mei, bist du a Mordshirsch...!« Mehr bringt der Metzgergeselle aus München nicht hervor.

»Wie war's denn? Erzähl doch!« rufen sie durcheinander.  
»Wie bist du durchgekommen? – Wo warst du, als die Stuka angegriffen haben?«

Kretloff trinkt erst noch eine Feldflasche voll Kaffee, dann verlangt er etwas zu essen. Man reicht ihm einen Kanten Brot. Er schlägt die Zähne hinein, fetzt ein Stück Brot herunter und kaut, und kaut, und würgt...

Zehn Minuten später steht er vor Hauptmann Müller, Leutnant Hopf, Haupfeldwebel Nolte und noch ein paar Leuten. Müller hatte ihm jovial auf die Schulter geklopft und ihm einen Klappstuhl angeboten. Alle blicken auf den Mann, dessen Gesicht kohlschwarz ist, dessen Tarnjacke in Fetzen am Leib hängt.

»Herr Hauptmann«, sagt Kretloff, »ich habe leider die MPi verloren. Muß ich sie ersetzen?«

»Kamel!« schmunzelt Müller. »Hauptsache, Sie sind heil zurück. Und jetzt erzählen Sie, bevor wir Sie zum Kommandeur bringen.«

Und der Grenadier Erwin Kretloff erzählt von seinem Einsatz: daß er das riesige Treibstofflager mit fünf in ein Taschentuch gewickelten Eierhandgranaten gesprengt habe. Daß er sich dann am Ofen der Ziegelei im Kamin versteckt hielt, und er berichtet, daß die Sowjets in heillose Verwirrung geraten seien und er auf den Angriff gewartet habe. Auch vom Stuka-Angriff redet er. Es sei gewesen, als flöge die Welt in Stücke. Jeden Augenblick habe er auf einen Bombentreffer gewartet.

Zwischendurch darf Kretloff aus einer Flasche Kognak nippen, die ihm Leutnant Hopf mit den Worten »Da, trinken Sie mal, Kretloff!« reicht. Und dann berichtet er von dem Rückweg durch die gegnerischen Linien. Er habe die Lücke

wiedergefunden, wo vorher auch der Spähtrupp eingedrungen sei. »Ich bin froh, daß ich es geschafft habe«, gesteht er schließlich. »Manchmal dachte ich, ich bringe es nicht zuwege.«

Anerkennende Worte folgen. Schulterklopfen. Händedrücken. Dann muß Kretloff in den Kübelwagen steigen, weil ihn der Kommandeur sprechen will. Obwohl erschöpft und zum Umfallen müde, setzt er sich neben Leutnant Hopf und wird zum Bataillonschef gebracht.

\*

Der Stab ist versammelt. Major Werner hat sich berichten lassen, blickt den ramponierten und von seiner Einzeltat gezeichneten Mann unablässig an, nickt und läßt das, was Erwin Kretloff erzählt, vom Adjutanten notieren.

Auch hier darf Kretloff sitzen. Trotz Müdigkeit und Erschöpfung hält er sich korrekt und aufrecht auf dem Stuhl, die Hände auf die Knie gelegt.

Zweimal rasselt das Feldtelefon. Major Werner spricht mit der vorgesetzten Dienststelle, sagt, daß der Grenadier Kretloff von einem erfolgreichen Spähtrupp heil zurück sei, und wendet sich dann wieder an den Mann, dem fast die Augen zufallen.

»Kretloff«, sagt der Major, »Sie haben Ihre Sache gut gemacht. Ich danke Ihnen.«

Der Grenadier springt auf. Noch nie hatte er einem Major die Hand geschüttelt. Jetzt passiert das Wunder! Er weiß gar nicht, ob dies alles passiert ist.

»Sie haben unwahrscheinliches Glück gehabt«, stellt der Adjutant wohlwollend fest.

Noch ein paar Lobe, dann muß Major Werner das tun, was er versprochen hat. Die Verleihung des EK zweo und die Beförderung vom Grenadier zum Unteroffizier erfolgen formell und sachlich.

Stramm wie ein Zinnsoldat steht Kretloff da. Seine Augen leuchten, als er »Danke, Herr Major!« sagt.

»Machen Sie weiter so, Kretloff«, schmunzelt der Major. »Soldaten wie Sie werden dringend gebraucht.« Und ernst fügt er hinzu: »Ihre Tapferkeit wird sich auch in anderer Hinsicht gut auswirken. Sie verstehen, was ich meine, nicht wahr?«

Kretloff hat verstanden.

»Jawohl, Herr Major«, antwortet er und fühlt sich trotz Müdigkeit und bleischweren Schlafbedürfnisses glücklich wie in einer großen Familie.

Noch ein paar freundliche, wohlwollende Worte des Majors, dann kann der frischgebackene Unteroffizier, dem das EK zweimal Waffenrock hängt, wieder gehen.

Draußen steht der Kübelwagen. Hopf klopft ihm auf die Schulter und sagt:

»Na, sehen Sie, Kretloff, jetzt haben Sie einen weiten Satz nach vorn gemacht. Ich freue mich mit Ihnen, wirklich.«

Sie fahren über den holprigen Weg zum Gefechtsstand zurück. Kretloff fallen trotz des Gerüttels und Geschüttels die Augen zu; er hat kaum noch die Kraft, sich von Hopf und dem Spieß zu verabschieden, und stolpert dann zum Bunker zurück. Brand und die anderen beglückwünschen ihn noch, bevor er sich in die Zeltbahn rollt und sofort einschläft, während draußen die Frontnacht rollt und grollt wie ein fernes Gewitter.

Drei Wochen später, nach weiteren Kämpfen und Strapazen, trifft ein Brief aus Berlin ein. Inge hatte geschrieben.

Kretloff liest gierig die Zeilen, wird plötzlich leichenblaß und lässt das Blatt sinken.

Sein Vater ist gestorben. Nicht in Moabit, sondern daheim in seinem Arbeitszimmer. Vor zwei Wochen war er plötzlich aus der Haft entlassen worden.

»Wir fanden ihn tot hinter seinem Schreibtisch«, schreibt Inge. »Bitte versuche, Urlaub zu bekommen. In Liebe, Deine

Inge!«

Einen ganzen Tag braucht Kretloff, um mit dieser Nachricht fertig zu werden. Wie kam es, daß Vater daheim starb? Was geschah in Berlin?

Er läßt sich beim Kommandeur zum Rapport melden und trägt Major Werner die Bitte um Urlaub vor. Sie wird gewährt. Kretloff hat das Gefühl, als wisse der Kommandeur schon alles. Er erhält den Urlaubsschein und verläßt die Kompanie noch am gleichen Tag, fährt mit einem Munitionskonvoi hinter die Front und von dort aus mit einem Lkw nach Minsk, dann weiter nach Warschau und mit einem Fronturlauberzug nach Berlin.

\*

Berlin ist dunkel und riecht nach Rauch. Kaum ein Mensch auf den Straßen. Ruinen zerbombter Häuser heben sich makabер vom Himmel ab. Auf dem Bürgersteig klappern feste Schritte. Eine Gestalt geht an der Häuserreihe entlang.

Der Alexanderplatz ist fast menschenleer. Drüben ertönen ein paar Stimmen, jemand singt grölend, verstummt plötzlich, als habe man es dem Mann plötzlich verboten.

Erwin Kretloff hat nur einen Wäschebeutel als Gepäck. Auf den Schultern schimmern die Litzen des Unteroffiziers. Jetzt bleibt er vor einem schmalbrüstigen Haus stehen, tritt zurück und läßt den Blick an der dreistöckigen Fassade emporschweifen.

Die Menzels wohnen im 1. Stockwerk. Die zwei Fenster links sind dunkel. Natürlich schlafen Frau Menzel und Inge schon. Es ist ja bereits Mitternacht. Der Urlauberzug aus dem Osten kam um elf Uhr an. Seit einer Stunde etwa ist Kretloff im nächtlichen, von Bombenangriffen gezeichneten Berlin unterwegs, Freude und Kummer gleichermaßen im Herzen wie die bittere Erkenntnis, daß auch die Heimat unter der

Kriegsfurie leidet.

Er geht zur Haustür. Sie ist offen. Der dunkle Flur, das Treppenhaus riecht heimatlich, nach einem Farbanstrich, ein wenig nach Müll.

Langsam, mit klopfendem Herzen, tastet er sich in den ersten Stock empor. Er muß die Taschenlampe nehmen. Blaulicht flammt auf, leuchtet eine Wohnungstür an, deren oberer Teil aus Milchglas besteht. Der Drehflügel einer Rufglocke befindet sich unter einem kaum leserlichen Metallschild: »Helmut Menzel, Diplomingenieur.«

Kretloff dreht zweimal. Eine Art Fahrradglocke wird laut.

Lange röhrt sich nichts, dann huscht hinter der Milchglasscheibe ein müder Lichtschimmer entlang. Leise Schritte nähern sich. Ein Schlüssel wird zweimal herumgedreht. Die Tür geht auf. Eine Gestalt, die ein kleines Kerzenlicht in der Hand hält, erscheint.

»Sie wünschen?« fragt eine Frauenstimme.

»Kennen Sie mich nicht mehr, Frau Menzel?«

Die Frau mit den wirren, dunkelblonden Haaren, die über dem Nachthemd einen dunklen Morgenmantel oder so etwas ähnliches trägt, stößt einen erschrockenen Laut aus. Das Licht in ihrer Hand zittert.

»Erwin – du... ?«

»Ja, ich, Frau Menzel«, sagt er. »Ich habe drei Wochen Sonderurlaub und komme von der Ostfront.«

»Um Himmels willen...!« stammelt Frau Menzel. »Komm herein, Erwin.«

Er tritt ein. Der Wohnungsgeruch ist vertraut.

»Inge! – Inge!« ruft Frau Menzel. »Inge, der Erwin ist da!«

Links hinten im Flure steht eine Tür offen. Eine schmale Gestalt taucht auf.

»Erwin...!« Es klingt wie ein Aufschrei.

Der Wäschebeutel fällt zu Boden. Kretloff fängt das heranfliegende Mädchen auf und wühlt sein Gesicht in ihr

Haar.

»Ingelein – Inge...!«

Die beiden Frauen sitzen, in Morgenmäntel gehüllt, im sorgfältig abgedunkelten Wohnzimmer. Auf dem Tisch steht eine Petroleumlampe, die einen müden, begrenzten Lichtschein verstreut. Die Stromzufuhr ist seit ein paar Tagen unterbrochen, und die Menschen müssen sich mit Kerzen und Petroleumlampen begnügen.

»Ich wollte zuerst euch aufsuchen«, sagt Erwin. Er sieht immerzu nur Inge an. Sie kommt ihm reifer vor, schöner, sehr fraulich. Auch ihre Mutter ist eine schöne Frau.

»Ich kann's noch immer nicht fassen«, stammelt Inge mit leuchtenden Augen.

»Ich auch nicht, Inge.«

»Du bist ja Unteroffizier, Erwin«, stellt die Mutter fest.

»Und das EK hast du auch!«

Er nickt nur und sieht Frau Menzel an, dann Inge, dann wieder deren Mutter.

»Alles andere erzähle ich euch später«, sagt er. »Wie und wo ist Papa gestorben?«

Schweigen! Sanft tickt eine Pendeluhr. Das Lampenlicht lässt die alten Palisandermöbel schimmern. Auf der Wohnzimmerkredenz steht das eingerahmte Foto des Flak-Gefreiten Helmut Menzel. Mattweiß schimmert der kalte Kachelofen.

Die beiden Frauen sitzen auf dem Sofa, hinter dem ein Gobelín gespannt ist, mit einem fröhlichen, verlogenen italienischen Gondelparadies. Inge lässt den Kopf sinken und tastet nach der Hand der Mutter.

»Sag's ihm, Mama!« murmelt sie.

Die Frau zögert, richtet den Blick auf Erwin Kretloff und sieht ihn lange an, bevor sie antwortet:

»Er stand eines Nachmittags plötzlich vor der Tür. ›Emmi‹, sagte er, ›sie haben mich entlassen. Ich muß mich morgen beim

städtischen Bauamt melden.« Als ich ihn fragte, warum sie ihn plötzlich entlassen haben, sagte er, er wisse es auch nicht, aber es müsse irgend etwas, was mit dir zusammenhängt, der Grund sein.«

Kretloff nickt und sieht plötzlich die vielen russischen Panzer, das Tanklager. In diesen Sekunden des Schweigens erlebt er noch einmal die Gefahren jener Stunden und den Dialog mit dem Kommandeur: »Machen Sie weiter so, Kretloff! Ihre Tapferkeit wird sich auch in anderer Hinsicht gut auswirken! Sie verstehen, was ich meine, nicht wahr...?« Man hatte also an zuständiger Stelle berichtet. Man war gnädig. Der Sohn hatte durch seine Tapferkeit den Vater rehabilitiert! Danach war er aus Gnade und Barmherzigkeit aus dem Gefängnis entlassen und – zum städtischen Bauamt als Handlanger abkommandiert worden! Welch eine Zeit!

»Inge fand ihn, als sie ihn am nächsten Tag besuchen wollte«, fährt die Frau fort. Und nach kurzem Schweigen sagt sie zu Inge: »Erzähle du's, Inge, du hast ihn ja gefunden.«

Das Mädchen richtet den Blick auf Kretloff; ihre Stimme klingt leise, als sie sagt:

»Ich ging zu ihm, Erwin. Ich läutete, aber es öffnete niemand. Da kam Frau Emmes aus der Wohnung und sagte: »Der Herr Professor ist sicher da, Fräulein Inge. Ich habe ihn vor einer halben Stunde gesehen. Er muß dasein.« Und dann – dann läutete ich wieder. Der Mann von Frau Emmes kam, und wir haben dann die Tür aufgebrochen. – Dein Vater saß hinter seinem Schreibtisch. Sein Kopf lag auf den Armen, als schliefe er. So fanden wir ihn, Erwin – tot. Der Arzt stellte fest, daß er an Herzschlag gestorben ist.«

Die leise Stimme erlischt. In der Wohnung breitet sich ein quälendes Schweigen aus.

Ist es eine Uhr, die tickt? Ist es die Zeit, die mit leisem Pulsschlag den Ablauf zählt?

Erwin Kretloff starrt vor sich hin, schweigt bewegt und

wischt sich übers Gesicht. Dann steht er auf und geht zum Fenster, vor dem die schwarzen Rollos liegen. Er starrt sie lange an, dann dreht er sich um und murmelt:

»Ich bin doch glücklich, daß er hinter seinem Schreibtisch gestorben ist – daheim...«

Da steht Inge auf und kommt auf ihn zu. Sie legt ihm die Arme um den Nacken und sagt zärtlich:

»Du bleibst bei uns, Erwin. Du bist müde...«

Er nickt nur und drückt sie sanft an die Brust...

\*

Unteroffizier Erwin Kretloff fährt wieder an die Ostfront. Er verläßt Berlin als reifer Mensch, der nachdenkt, und dem klargeworden ist, daß Vater recht gehabt hatte. Nur die Erinnerung an Inge und die wenigen Tage eines stillen Glückes bringen Licht ins Dunkel der trostlosen Gegenwart.

Erwin Kretloff weiß jetzt, daß der Krieg verloren ist, verloren nicht allein, weil Stalingrad zur Niederlage wurde, weil Rommel in Afrika kapitulieren mußte, weil es in Italien zurückgeht, weil es an allen Fronten im strategischen Gebälk kracht – er weiß es, seit er die Menschen in Berlin gesehen, mit ihnen gesprochen hat. Aus einem Grabhügel schien ihm eine Stimme zugeflüstert zu haben: »Junge, jeder Tropfen Blut, der noch fließt, ist sinnlos vergeudetes Blut. Die Spitzen dieses Staates, welche die Menschen zu aber Tausenden in den Tod getrieben haben, sind hochmütige Kreaturen, sind Wahnwitzige. Gib's auf, Junge!«

Trotzdem fährt er zurück ins blutige Elend. Der Urlauberzug, der bis Bresk verkehrt, bringt keine singenden Reisenden zur Endstation. Fast jeder, den Erwin Kretloff trifft, mit dem er spricht, redet von nichts anderem als vom Bombenkrieg in der Heimat. Ein junger Gefreiter, der aus Köln kommt, erzählt mit Tränen in den Augen, daß er seine Eltern und zwei

Geschwister in einer Bombennacht verloren habe. Hinter Warschau kracht es plötzlich in einem Abteil, Ein Pionier, der das Deutsche Kreuz in Gold an der abgewetzten Uniform trägt, hatte sich in der Abteilecke, unter dem Mantel versteckt, mit der Null-acht-Pistole in die Schläfe geschossen. Bei der nächsten Station trägt man den Leichnam hinaus. Hunderte schauen aus den Waggonfenstern...

Hinter Brjansk hält der aus Viehwagen zusammengestellte Transportzug. Die Gleise sind gesprengt. Aus dem Wald, in dem die Wagenschlange hält, prasselt MG-Feuer.

Partisanen!

Ein wütender Hauptmann, der an die Front fährt, stellt ein Kommando zusammen und will die verfluchten Partisanen fassen. Ergebnis: Von den vierzig Mann, unter denen sich auch Erwin befindet, kommen nicht alle zurück. Nicht einen einzigen Partisanen hatte man erwischt!

Man hört nichts Gutes unterwegs. Die im Juli schwungvoll begonnene Offensive ist ins Stocken geraten. Die Sowjets starten Gegenangriffe, dringen weit gegen Westen vor. Orel soll geräumt sein, heißt es. Bjelgorod in feindlicher Hand!

Wo wird Erwin Kretloff seine Truppe finden? Existiert sie überhaupt noch?

Die strapaziöse Fahrt endet in Smolensk. Der Bahnhof ist eine Ruine, die Stadt durch sowjetische Bomber in einen Trümmerhaufen verwandelt worden, in dem sich feldgraue, ihre Einheiten suchende Massen drängen.

Die Frontleitstelle bricht unter dem Ansturm der aus Urlaub, Sonder- oder Erholungsurlaub andrängenden Landser fast zusammen. Um eine Auskunft zu bekommen, muß man oft tagelang in elenden, verlausten Baracken warten. Es gibt keine Verpflegung. Wer nicht etwas von zu Hause oder aus dem Lazarett mitbringt, ist übel dran.

»Herr Unteroffizier, haben Se nich 'ne Kippe für mich?«

Erwin Kretloff, seit zwei Tagen in dieser Läusehöhle, schaut

in ein fahles Landsergesicht, in ein Paar rotgeränderte Augen.

»Ich rauche nicht«, sagt er.

»Dann wenigstens 'n Kanten Brot, bitte.«

Kretloff schenkt dem Landser die Hälfte seines Brotes und eine Büchse Ölsardinen, die ihm Mutter Menzel mitgegeben hatte.

Der Mann schlägt die Zähne in den Brotkanten, kaut und sagt etwas später:

»Wir kriegen janz schön die Hucke voll, Herr Unteroffizier. Für den versprochenen Sieg geb' ich keen Jroschen mehr. Sie könn' mir jetzt melden, aba deswejen valier'n wir den Jrieg doch.«

Endlich erfährt Kretloff, wo sein Bataillon liegt: irgendwo vor Wjasma. Er läßt sich die Wartezeit bestätigen und macht sich auf den Weg. Mit einem Lkw-Konvoi fährt er auf der Rollbahn in Richtung Wjasma. Der Fahrer, ein gemütlicher Obergefreiter, macht auch keinen Hehl daraus, wie er über den Krieg denkt. »Mussolini ist verhaftet worden. Was sagen Sie dazu?«

»Ich hab's schon gehört«, erwidert Kretloff.

»Die Italiener haben irgendwie recht«, meint der Obergefreite, während er mit der Zigarette im Mundwinkel über dem großen Steuerrad hängt. »Die riechen schon, daß die Chose schiefgeht – bloß bei uns... Ich will ja nix gesagt haben, Kamerad – ich habe schließlich nur laut gedacht, doch auch das soll mitunter nicht gut sein.«

Was der Obergefreite aber dann doch »laut denkt«, ist auch Kretloffs Meinung.

In einem Nest, bei strömendem Regen, nimmt er Abschied von dem Fahrer. Nach einigem Umfragen erfährt er, daß das Bataillon elf Kilometer von diesem Kaff entfernt irgendwo am Fluß liegt. Zum Glück spricht Kretloff einen Feldwebel an, der gerade dabei ist, mit drei verdreckten Lkw in diese Richtung zu fahren.

»Los, steig ein!« heißt es, und dann schaukelt das Fahrzeug in die regnerische Nacht hinein. Es geht eine morastige Straße entlang, durch zwei Dörfer. Im letzten liegt der Stab des 3. Bataillons.

Erwin Kretloff meldet sich. Es ist der Adjutant Petzold, der ihm die Hand reicht, ihn begrüßt und nur kurz fragt:

»Was ist daheim los, Kretloff?«

Erwin Kretloff ist immer noch vorsichtig und erwidert:

»Die Heimat hat's nicht viel leichter als wir, Herr Oberleutnant, aber sie hält durch.«

Nachts um zwei Uhr stolpert Kretloff einen morastigen Feldweg entlang, und eine halbe Stunde später ist die 3. Kompanie erreicht.

Leutnant Hopf sitzt beim Schein eines Kerzenlichtes in einem Zelt, das unter tropfenden Bäumen steht, unrasiert, magerer geworden. Ein paar in Decken gewickelte Gestalten liegen auf dem Boden und schlafen. Auf dem Klapptisch liegt ein angefangener Brief.

»Kretloff, da sind Sie ja endlich!«

»Mit Verspätung, die ich nachweisen kann, zur Stelle, Herr Leutnant.«

Hopf reicht ihm die Hand.

»Wichtig ist, daß Sie uns gefunden haben. Wie war's daheim?«

»Schön, Herr Leutnant – daß heißt...«

»Sie brauchen mir nichts zu sagen«, murmelt Hopf. »Es ist alles Scheiße. Hauptmann Müller ist vor vierzehn Tagen gefallen. Ich habe die Kompanieführung übernommen.«

\*

Es ist irgendwie beruhigend, daß die Frontlinie im Dnjeprbogen südlich von Smolensk liegt, diesseits des breiten Flusses, der trübes Wasser führt und sich schmatzend und leise

gurgelnd wie mit sich selbst unterhält. Drüben ist Sumpfgebiet, und irgendwo dahinter liegt der Feind, der mit Artillerie herüberknallt und in unberechenbaren Zeitabständen die deutschen Verteidigungsstellungen eindeckt. Mal da, mal dort. Schlimmer als der Beschuß sind die dichten Mückenschwärme. Sie piesacken einen Tag und Nacht, schwirren in wahren Wolken herum, fliegen einem bei Sprechen manchmal sogar in den Mund. Nachts liegt ein einziger, hoher, metallischer Sirrton in der Luft.

Erwin Kretloffs Rückkehr zum Haufen löst herzliche Worte, Händeschütteln, Schulterklopfen aus.

»Da bist ja wieder, du Hirsch!« sagt Genghammer; er ist inzwischen Unteroffizier geworden und trägt die Würde mit der gleichen Gelassenheit wie als Oberschnäpser.

Hajek duzt Kretloff seit dem Spähtrupunternehmen.  
»Erzähl, was ist daheim los?«

Und Erwin erzählt: von daheim, von den Bombennächten, von Berlin, das kein Licht mehr kennt, nur Dunkelheit und Keller. Von den Menschen, die fleißig sind und an den Sieg glauben. Er lügt den Kameraden etwas vor, um sie nicht mutlos zu machen, und er selber weiß: Deutschland, deine Tage sind gezählt! Aber weitermachen heißt die Parole! Weitermachen!

Mit Hajek spricht er auch. Hinter dem Bunker sitzen sie auf einem Bretterhaufen, der irgendeinen Zweck hatte und jetzt von Wind und Wetter schwarz und morsch geworden ist.

»Erwin, sag ehrlich, wie schaut es daheim aus?« fragt Hajek und dreht sich ein Stäbchen aus Krüllschnitt. »Mit mir kannste reden wie mit einem Idioten.«

Kretloff schweigt lange, starrt eine Hausruine an und denkt an Inge, die an das Gute, an die Gerechtigkeit, an den Sieg glauben will. Sie hatte es gesagt, wirklich! Sicher hat sie Angst vor dem Gegenteil.

»Von einer Wunderwaffe redende«, hört er sich antworten.  
»Sie glauben daran wie die Juden an den Messias, Emil.

Vielleicht macht uns nur der Glaube an den Sieg noch stark.  
Ich weiß es nicht. Frag' mich lieber etwas anderes.«

Hajek grinst vor sich hin, als er das Röllchen anbrennt und zu rauchen beginnt. Dann fragt er:

»Und dein Vater? Sag doch – wie ist er gestorben?«

»Am Herzschlag. Das ist vielleicht das einzige Wahre an dieser traurigen Geschichte, Emil,« Und er erzählt Hajek, daß man Vater entlassen habe, zum städtischen Bautrupp kommandierte, und daß der Herztod alles ausgelöscht habe, was ein alter Mann über den Krieg dachte und vorlaut geäußert hatte.

»Emil«, sagt Kretloff zum Schluß, »man mag es ansehen, wie man's will – uns bleibt nichts anderes übrig als zu kämpfen, und das will ich tun...«

Da schleudert Hajek die Zigarette weg, holt aus der Brusttasche seiner Uniform einen roten, mehrmals zusammengefalteten Flugzettel und sagt halblaut:

»Das da haben sie abgeworfen: Einladung zum rüberkommen. 'n Fahrschein in den Frieden. Knackeule. Willst du ihn haben?«

Kretloff liest den Flugzettel und – schüttelt den Kopf.

»So leicht darf es sich keiner machen, Emil«, erwidert er.  
»Die Unseren daheim müssen auch durchhalten und können nicht davonlaufen.«

Hajek grinst schief, als er antwortet:

»Behalt den Wisch. Man kann nie wissen, wozu er gut ist, Erwin. Ich heb' mir meinen Zettel auch auf – nur so zum Spaß, verstehst du?«

Da taucht plötzlich Brand im schmalen Bunkereingang auf. Kretloff hat gerade noch Zeit, den roten Flugzettel verschwinden zu lassen, ist sich aber nicht sicher, ob Brand ihn nicht doch gesehen hatte.

»Wir brauchen Muni, Herr Feld«, sagt Brand. »Wir haben nur noch vier Gurte in der Kiste.«

»Holt euch welche, ihr Knackeulen«, knurrt Hajek, »oder denkt ihr, ich bring' sie euch?«

Hajek geht, mit der Hand die Mücken verjagend, davon und verschwindet auf dem Trampelpfad, der durch Unkraut in den Uferwald führt.

Brand sieht Kretloff, grinst, greift unter die Tarnjacke und holt mit zwei Fingern einen zusammengefalteten Zettel hervor, zeigt ihn und sagt spöttisch:

»Hab auch einen, Erwin! Erst wollte ich mir damit was wischen, aber dann ist mir eingefallen, daß man die Einladungskarte vielleicht doch mal brauchen kann.«

Sie blicken sich in die Augen, und Kretloff weiß plötzlich, daß Brand und viele andere auch einen roten Zettel aufbewahren.

\*

Es scheint unerfindlich, warum das Bataillon diesen Uferstreifen besetzt hält. Jenseits des Dnjepr ist Sumpfgebiet. Panzer können unmöglich herüber, und die sowjetischen Angriffsbrigaden werden auch nicht so hirnlos sein, um sich durch Sumpf, Mücken und Schilfdickicht einen Übergang erkämpfen zu wollen.

Doch Befehl ist Befehl. Die zusammengeschmolzenen Kompanien des 3. Bataillons kämpfen gegen einen anderen Feind: gegen Wolken von Mücken. Manche Landser haben so verschwollene Gesichter, daß sie kaum aus den Augen blicken können. Sie sehen aus, als hätten sie die Elefantiasis oder Schwellköpfe. Die Verpflegung ist miserabel. Drei Mann ein Brot, die warmen Mahlzeiten bestehen aus dünnen Plörren, in denen man, wenn man Glück hat, ein oder zwei Stückchen faseriges Fleisch findet. Seit zwei Wochen keine Post, keine Marketenderware, keinen Tropfen Alkohol. Um die Gesichter einigermaßen gegen Mückenstiche zu schützen, läßt man sich

Bärte wachsen. Nicht allen gelingt das. Die Leute sehen aus wie Buschklepper, wie Wegelagerer.

Erwin Kretloff ist von Leutnant Hopf als z.b.V.-Dienstgrad (zur besonderen Verwendung) eingeteilt worden. Er hält sich meistens bei der Gruppe Genghammer auf, die nur noch aus Brand, Troska, Schrann und einem Neuen, der Walters heißt, besteht. Becker erkrankte am Fleckfieber, die anderen drei sind verwundet worden.

Die Kompanie zählt noch sechsundfünfzig Köpfe. Es spricht sich langsam herum, daß es nicht vorwärts, sondern rückwärts geht. Hitlers Sommeroffensive verwandelt sich immer deutlicher in eine Rückzugsbewegung, die der stets mächtiger und schlagkräftiger werdende Feind mit massiert eingesetzter Artillerie und Angriffen erzwingt. Bei Smolensk wird verbissen gekämpft. Man hört es, man sieht die Rauchwolken am Horizont stehen.

Es gibt keinen Mann in der 3. Kompanie, der sich nicht wünscht, aus diesem mückenverseuchten Uferwald verschwinden zu können. Aber man muß in den aus grünen Baumstämmen und Astzeug gebauten Bunkern ausharren, mit dem Mückenzeug kämpfen und das träge Schmatzen des Flusses hören. Tage- und nächtelang.

Eine Woche ist Erwin Kretloff jetzt schon bei der Kompanie. Es fällt in diesem Abschnitt kein Schuß.

»Mensch, warum hocken wir hier?« schimpft Brand. »Ich möchte lieber am Tag zwei Angriffe rennen, als mich hier von den Mücken auffressen lassen.«

»Vielleicht hat man uns vergessen«, witzelt Troska, »und wir sitzen noch da, wenn der Krieg längst aus ist.«

Endlich! Mitten in der Nacht wird zum Sammeln gepfiffen! Man sucht die Klamotten zusammen, stolpert durch die Finsternis über Knüppeldämme zum Dorf hinüber. Dort steht man noch über eine Stunde lang herum, bis die Zugführer »Ohne Tritt – marsch!« kommandieren und die 3. Kompanie

als letzte das Dorf verläßt.

Links und rechts der schmalen Straße, die in Richtung Smolensk führt, wird marschiert. Finster ist die Nacht, man kann kaum den Vordermann erkennen; man hört nur sein Trampeln, sein Schnaufen, das Klappern der Ausrüstung.

Weit drüben im Osten zucken Blitze auf, wummert es, und dann wächst ein katzenartiges Miauen und Fauchen in der Dunkelheit.

»Volle Deckung!« schreit jemand.

Hinhauen! Kopf einziehen! Ein Dutzend mittelschwere Granaten hauen links und rechts der Straße ins zertrampelte, zerfahrene Weizenfeld. Der Dreck regnet nieder. Noch ein paar Lagen schießt der Gegner herüber; dann rappelt man sich hoch, flucht und stolpert weiter.

Der Haufen marschiert zwei, drei Stunden. Als es im Osten wieder hell wird, nähert sich die Kompanie einer Ortschaft, die zwischen vielen großen Bäumen liegt. Ein schloßähnliches Bauwerk mit Holzsäulen vor dem Eingang, einem überhängenden Dach, mit Veranda und einem romantischen, efeuumrankten Turm liegt in einem verwilderten, aber anmutig und verträumt aussehenden Garten.

Die Landser reißen die Augen auf. Sie können es nicht fassen, daß Leutnant Hopf den müden, zerlumpten Haufen in diesen Garten führt, den die Morgensonnen umschmeichelt. Ist dies ein Traum? Ein Traum vom Frieden, der Wirklichkeit ist?

Die Leute schweigen. Das Schloßchen – es könnte ein ehemaliges Jagdschlößchen eines Zaren gewesen sein – mutet unbewohnt an. Die Fensterläden sind geschlossen.

»Kompanie – halt! Nach links wegtreten!«

Es sind Buchen, unter denen die Landser ihre Klamotten abwerfen, sich ins Gras legen und weiterhin staunend in die Runde blicken.

»Junge, Junge, das gibt's auch in Rußland?« wundert sich Brand. »Max, beiß mich in die Nase, daß ich weiß, ob ich

richtig seh!«

Erwin Kretloff war mit Leutnant Hopf marschiert. Man hatte unterwegs über die allgemeine Lage gesprochen, über das Schicksal der Heimat. Hopf gab sich Kretloff gegenüber kameradschaftlich, vielleicht sogar ein bißchen mehr. Dieser Kretloff ist ja intelligent, hat sich prächtig bewährt und würde zum Offizier taugen, wenn... Aber dieses »Wenn« hat kaum noch etwas auf sich!

»Kommen Sie mit, Kretloff, sagt Hopf zu ihm. »Wenn jemand da ist, möchte ich doch ein paar Worte reden. Hübscher Platz, wie?«

Kretloff bestätigt dies auch. Dann geht er mit Hopf über vier Stufen aus schwerem, schwärzlichem Eichenholz auf die Veranda, zur Tür, die mit Schnitzwerk geschmückt ist. Tatsächlich: an beiden Türkäpfen ist der zaristische Adler zu sehen! Links ein schmiedeeiserner Glockenzugriff. Das schöne Portal ist verschlossen.

»Läuten Sie mal!« sagt Hopf.

Erwin Kretloff zieht ein paarmal an dem Griff. Im Hausinnern ertönen drei schellende Töne.

Die unter den Buchen lagernde Kompanie unterhält sich unwillkürlich leiser, als habe man eine Kirche, einen geweihten Ort betreten.

Ja, das Schloßchen, dieser Traum vom Frieden, ist bewohnt. Ein Schlüssel knarrt. Eine Portalhälfte weicht zurück. Ein alter, schlöhweißer Mann in weißem Russenkittel, um den Leib einen Ledergürtel, der unter dem Bauch hängt, in dunklen Hosen, die über weiche Saffianstiefel fallen – der Inbegriff eines alten, würdigen russischen Leibeigenen, steht da und verbeugt sich. Er trägt einen ebenso weißen, wallenden, sauber schimmernden Bart.

Hopf klappt die Hacken zusammen, legt die Hand an den Mützenschirm.

»Sprechen Sie deutsch?«

»Ein bißchen«, sagt der Alte mit sanfter Stimme. »Kommen, bitte – kommen!« Und er winkt den beiden.

Sie betreten eine dunkel getäfelte Diele, die nach Sandelholz und deutlich nach Weihrauch duftet. Ein riesiger, schön geschnitzter Kerzenständer ragt vor einer Treppe, die in den Oberstock hinaufführt. An den Wänden hängen schwärzliche Gemälde, aus denen vornehme Männergesichter ins Leere schauen. Blattgewächse ranken sich am geschnitzten Treppengeländer hoch.

Wie kommt es, daß dieses Haus, diese Enklave des Friedens, vom Krieg verschont wurde?

Der Alte kreuzt die Arme vor die Brust, verbeugt sich und öffnet eine Tür, sagt etwas und erhält Antwort von einer dünnen Frauenstimme.

»Bitteeee...«, sagt er zu den beiden Besuchern, eine einladende Handbewegung vollführend.

Hopf und Erwin Kretloff sind benommen, betreten einen angedunkelten Raum, der wieder nach Sandelholz und Weihrauch duftet – einen Raum voll Plüsch und altväterlicher, aber sicherlich recht wertvoller Möbel. In einem großen Ohrenstuhl sitzt eine zerbrechliche Frauengestalt, weißhaarig, mit einem winzigen Gemmengesichtchen. Um die schmalen Schultern trägt sie ein schwarzes Spitzengewebe, über ihre Knie ist eine weiße Lammfelldecke gelegt.

Die beiden Deutschen müssen ihre Augen erst an das Halbdunkel gewöhnen. Und da geschieht das zweite Wunder: Eine feine, sehr leise sprechende Stimme sagt in tadellosem Deutsch:

»Willkommen in meinem Hause. Ich bin Gräfin Katja Komorow. Und mit wem habe ich die Ehre?«

Hopf und Kretloff verschlägt es die Sprache. Sie bemerken jetzt, daß das Wesen im Ohrenstuhl blind ist. Der Blick der großen dunklen Augen irrt umher und ist leer.

Hopf nimmt die Hacken zusammen und sagt:

»Leutnant Herbert Hopf bittet um die Erlaubnis, mit seiner Kompanie hier rasten zu dürfen.« Wie auf dem Kasernenhof hatte er es heruntergerasselt.

Der weiße Frauenkopf neigt sich zustimmend.

»Ich erlaube es Ihnen, Herr Leutnant. Wieviel Mann sind hier?«

»Sechsundfünfzig«, antwortet er bedenkenlos.

»Werden Sie schießen?« fragt sie.

Hopf wechselt einen ratlosen Blick mit Kretloff.

»Ich – ich hoffe nicht, Gräfin«, stottert er.

»Es waren schon öfter deutsche Soldaten hier«, gibt sie zurück. »Sie haben nie geschossen, sie waren immer artig.« Ihr kleines Gesicht wendet sich dem Diener zu. Dann sagt sie etwas in russischer Sprache. Der Alte nickt und verschwindet.

Der Leutnant und Kretloff ringen immer noch mit grenzenloser Überraschung und Verblüffung. Wie kommt es, daß diese blinde Gräfin so fließend deutsch spricht? Aber sie wagen nicht, sie danach zu fragen. Von dieser zerbrechlichen, hochbetagten Frau geht etwas fast Mystisches aus, etwas Zwingendes. Wie zwei Schuljungen stehen Hopf und Kretloff da und wissen nicht, was sie reden sollen.

Da ertönt wieder die leise, sanfte Stimme der Greisin:

»Ich kenne Deutschland gut, ich war in meiner Jugend am Kaiserhof als Hofdame und habe vielen jungen Damen beigebracht, wie man sich bei Hof benimmt... Oh, es war eine schöne Zeit... Und jetzt ist Krieg«, sagt sie und seufzt bekümmert. »Das ist sehr traurig. Ich höre jede Nacht das Schießen... Kanonen müssen das sein. Bitte sagen Sie mir, wird dieser Krieg noch lange dauern?«

Kretloff übernimmt die Antwort.

»Nein, Gräfin«, sagt er rasch, »er wird nicht mehr lange dauern.«

Sie hebt den Kopf, die großen, blinden Augen tasten sich zu Erwin.

»Oh...«, flüstert sie, »Sie haben die gleiche Stimme wie mein Sohn. Bitte sprechen Sie ... Sind Sie Offizier?«

»Nein, Gräfin. Ich bin Unteroffizier Kretloff.«

Ihr kleines, weißes Runzelgesicht nimmt einen verwunderten Ausdruck an.

»Kretloff...?« wiederholt sie. »Das klingt russisch. Sind Ihre Eltern russischer Herkunft?«

»Nein, Gräfin!«

Jetzt erscheint der alte Diener mit einem Tablett, auf dem zwei geschliffene Gläser mit Wodka stehen.

»Bittee...«, sagt er.

Und die blinde Gräfin lächelt, indem sie auffordert:

»Trinken Sie, auf daß es bald Frieden wird, meine Herren.«

Hopf und Kretloff wechseln wieder einen fassungslosen Blick, nehmen die Gläser.

»Auf daß es bald Frieden wird, Gräfin«, sagen sie fast gleichzeitig.

Der Wodka ist warm, schmeckt sehr mild. Sie stellen die Gläser auf das Tablett zurück.

»Verbindlichen Dank, Gräfin«, murmelt Hopf.

»Pjotr wird für die Soldaten eine Suppe zubereiten«, erklärt das zerbrechliche Frauenwunder im riesigen Ohrenstuhl. Und dann erteilt sie dem Diener Anweisungen, die dieser mit mehrmaligem Kopfnicken entgegennimmt. Er wendet etwas ein, worauf die blinde Gräfin ein bekümmertes Gesicht macht.

»Oh, ich dachte, wir hätten etwas mehr Brot im Haus«, sagt sie. »Nur einen Laib haben wir, aber Pjotr wird... Wie viele Soldaten sind es?«

»Sechsundfünfzig, Gräfin«, murmelt Hopf. Man sieht ihm an, daß er tief beeindruckt ist.

Worauf sie sich an den Diener wendet und ihm etwas sagt. Er nickt wieder, verbeugt sich und verschwindet aus dem dunklen Plüschsalon der Herrin.

»Pjotr wird versuchen, Sechsundfünfzig Brotstücke zu

schneiden«, erklärt sie und nestelt an dem schwarzen Spitzentuch.

Draußen röhrt sich nichts, obwohl es im Garten von Landsern wimmelt.

»Dürfen wir uns zurückziehen, Gräfin?« fragt Hopf.

Sie nickt und hebt die zerbrechliche Hand.

»Leben Sie wohl, und verbindlichen Dank für Ihre Gastfreundschaft!« sagt Hopf.

Sie gehen zur Tür. In der Diele steht der weißbärtige Diener und lächelt verlegen. Dann flüstert er in gebrochenem Deutsch:

»Pan Offizier – nix Brot da, nix Fleisch für Suppe ... Gräfin da...« Er tippt an die Schläfe, und sein Lächeln wirkt schmerzlich.

Hopf schenkt dem Alten eine angebrochene Schachtel »Juno« und hat es auf einmal eilig, dieses Haus zu verlassen.

Der Diener stammelt ein paar russische Dankesworte, lässt die beiden hinaus und verschließt hinter ihnen das Portal. Auch ein Riegel poltert.

»Ich dachte mir's schon, daß die Alte spinnt«, sagt Hopf, aber es klingt nicht gefühlskalt. »Lassen wir ihr den Frieden, wir marschieren weiter.«

Die Kompanie lagert unter den Buchenbäumen. Fünf Minuten später tritt sie an und verschwindet aus dem verwunschenen Grundstück, über das eine gütige Macht ihre schützenden Arme zu breiten scheint...

\*

Am 23. August ist Charkow gefallen. Am Mius weichen die deutschen Kampftruppen dem gewaltigen Feinddruck und müssen Rostow räumen. Die Krim wird umkämpft, und im Mittelabschnitt versuchen die deutschen Kampfverbände den Feind davon abzuhalten, Smolensk zu erobern.

In dieser etwa hunderttausend Einwohner zählenden Stadt,

die im Sommer 1941 siegreiche deutsche Truppen gesehen hatte, herrscht ein kunterbuntes Durcheinander von Truppengattungen. Weitreichende sowjetische Artillerie beschießt die über den Dnjepr geschlagenen Pontonübergänge und die Stadt, über der immer wieder Rauchpilze aufsteigen und Häuser in Schutt und Asche zerfallen.

Werkstattverbände versuchen kaputte Panzer zu reparieren, sauer gewordene Zugmaschinen flottzumachen. Munitionsfahrzeuge stehen am diesseitigen Ufer und warten, bis die Pioniere das Zeichen zur Überfahrt geben und in den kurzen Pausen, da keine Granaten heranheulen, herüberzugelangen.

In Smolensk herrscht das nervöse Getümmel eines Heerlagers, das damit rechnen muß, jeden Augenblick zum Abzug gezwungen zu werden. Immer noch treffen Nachschub- und Ersatzverbände ein, die im noch besetzten Hinterland zusammengestellt werden und die schwer kämpfenden Fronttruppen auffüllen oder entlasten sollen.

Auch das 3. Ersatzbataillon wird nach Smolensk befohlen, um als Lückenfüller eingesetzt zu werden. Aber zunächst sind dem zerrupften Bataillon noch ein paar Tage Ruhe vergönnt. Es bezieht eine bereits in den Herbsttagen 1941 zerschossene Fabrik, in deren ausgebrannten Hallen man nicht mehr feststellen kann, was hier einmal fabriziert wurde. Gras und Brennesseln haben sich in den Schutthalde angesiedelt, aber in dem ziegelroten, schmutzigen Fabrikgebäude, das keine einzige heile Fensterscheibe und ein Ruinendach hat, ist Platz für den Bataillonsstab und was sonst noch dazugehört.

Hopf quartiert die 3. Kompanie in einem halbzerfallenen Lagerschuppen ein, in dem verrostete, nach irgendeiner Chemikalie stinkende Fässer herumliegen, die man erst hinausbefördern muß, ehe man sich ein elendes Lager herrichten kann.

Die Stimmung der Truppe ist miserabel. Aus dem »jungen Gemüse« ist ein Haufen verdrossener Landser geworden, die

überleben möchten. Diese Stimmung hat nur den einen Vorteil: Die Kameradschaft festigt sich. Zwischen dem einfachen Grenadier und dem Vorgesetzten herrscht jener Ton, der in Familien aufkommt, wenn die Not zu den Fenstern hereingrinst. Es wird nicht mehr gebrüllt, es gibt kein »Wurzelschwein«, kein »Sie Heini!« mehr. Man ist ein Ganzes geworden, das zusammenhält und das letzte untereinander teilt.

Erwin Kretloff denkt oft an den seltsamen Besuch bei der alten, verschrobenen Gräfin. War es nicht wie ein Blick in eine andere, längst vergessen geglaubte Welt?

Etwas wie Etappenuhe wird gehalten. Die Kompanien haben Zeit, die Läuse zu vernichten, um neuen Läusen Platz zu machen. Irgendwo gibt es Wasser. Man wäscht die Hemden, die Socken oder Fußlappen, und die Küchenbullen geben endlich wieder besseres Essen aus, das schmeckt und sättigt.

Noch weiß kein Mensch, wie lange diese Ruhe dauern und wohin man geschickt wird, wenn der nächste Abmarschbefehl kommt. Das Geschützfeuer hält Tag und Nacht an. Ab und zu überfliegen sowjetische Bomberverbände Smolensk, und es fallen Bombenteppiche. Keine einzige deutsche Jagdmaschine ist am Himmel! Der Luftraum scheint bereits den Russen zu gehören.

Plötzlich – an einem trostlosen Regentag, der das Fabrikgelände noch häßlicher und düsterer macht – betritt ein baumlanger Offizier mit sechs Mann den Schuppen.

Hopf, Hauptfeldwebel Nolte und Feldwebel Hajek hatten sich beim trüben Licht zu einer Partie Skat zusammengefunden, als sich der Offizier vorstellt.

»Ich bin Oberleutnant Streßmann«, sagt er mit jener schnarrenden Stimme, die Supersoldaten eigen ist. »Ich übernehme ab sofort die Kompanie.« Er trägt eine randlose Brille, hinter der kalte, helle Augen die drei Skatspieler mustern. »Wer von Ihnen ist Leutnant Hopf?«

Hopf, in einer durch vieles Waschen viel zu knapp

gewordenen Strickjacke auf der Munitionskiste sitzend, ohne Kopfbedeckung, die Ärmel halb hochgeschoben, legt die Karten auf den provisorischen Tisch und erhebt sich.

»Das dürfte ich sein«, sagt er. Die anderen bleiben sitzen. Der Ton des neuen Kompanieführers gefällt ihnen nicht. Sie wittern sofort, daß es mit der Gemütlichkeit ein Ende hat. »Ich bin Leutnant Hopf.«

»Angenehm!« schnarrt der andere und reicht Hopf die Hand. Dann sagt er mit Schärfe: »Wollen die Herrn da nicht ihren Allerwertesten heben und sich vorstellen?«

Spieß Nolte steht etwas schneller auf als Hajek, sagt Dienstgrad und Namen, Auch Hajek murmelt etwas. Die sechs Neuen, feldmarschmäßig ausgerüstet, sehen sich beklommen um und warten.

»Ich komme aus dem Lazarett«, erklärt der Oberleutnant und zieht die nasse Tarnjacke aus. Eine Brust mit Orden kommt zum Vorschein: EK eins und zwo, Deutsches Kreuz in Gold, Verwundetenabzeichen in Silber, Sportabzeichen in Gold. Dieser Oberleutnant Streßmann ist also einer, der die Front schon kennt.

Im Schuppen ist man bereits auf den Ankömmling und die sechs Mann aufmerksam geworden. Köpfe heben sich, man redet miteinander. Und indessen erfahren Hopf, Nolte und Hajek, daß der Herr Oberleutnant von einem im Donezbecken total aufgeriebenen Infanteriebataillon kommt, sich im Lazarett Graudenz einen Beindurchschuß auskurieren ließ und danach zum 3. Bataillon abkommandiert worden sei.

»So«, sagt er zum Schluß, »und jetzt möchte ich den Haufen, den ich übernehmen soll, mal sehen! Herr Kamerad, lassen Sie die Kompanie antreten!«

Hopf zieht die Feldbluse an. Der neue Chef sieht das EK eins und nickt zufrieden.

Als Hopf umgeschnallt hat und ruft: »Kompanie – antreten!«, die Leute aufstehen, sich vor das Fußende ihres

Lagers stellen, da sagt Oberleutnant Streßmann:

»Die Kompanie tritt draußen an!«

Worauf Hopf einwendet: »Es regnet stark, Herr Oberleutnant.«

»Na und?« fragt Streßmann. »Besteht die Kompanie aus Pappsoldaten, die im Regen zerweichen?«

Da weiß ein jeder, daß zum Übel der Zeit noch ein anderes hinzugekommen ist, das Oberleutnant Waldemar Streßmann heißt.

\*

Plötzlich gibt es wieder einen Dienstplan: Wecken sechs Uhr. Antreten zum Frühsport. »Wer ruht, der rostet!« verkündet der neue Chef mit metallen klingendem Organ. Waffendienst wird hinter dem Fabrikschuppen abgehalten, Exerzieren! »Wenn wir auch Frontsoldaten sind«, lautet die Meinung Streßmanns, »so brauchen wir kein Sauhaufen zu sein!« Und die Haare müssen geschnitten werden. Streichholzlänge, versteht sich! »Bis Mittag will ich keine Mähne mehr sehen!«

Ein paar lassen sich gleich eine Glatze schneiden und grinsen beim Besichtigungsappell. Sie sehen aus wie Sträflinge, was dem Chef auch wieder nicht gefällt.

»Ich habe Streichholzlänge befohlen! Warum haben Sie sich eine Glatze scheren lassen?«

»Wegen den Läusen, Herr Oberleutnant.«

Die Landser witzeln hinter seinem Rücken. »Der hat uns gerade noch gefehlt«, sagen sie.

Auch Leutnant Hopf ist peinlich berührt von dieser vaterländischen Pflichtauffassung und lächerlich anmutenden Diensteinteilung. Aber schließlich ist Streßmann der Chef, und man kann ihm in seine Entscheidungen nichts dreinreden.

In den nächsten Tagen wird »Nahkampftechnik« geübt. Streßmann gibt sich als ehemaliger Sportlehrer zu erkennen

und macht den Landsern vor, wie man einen Mann mit exakten Hebelgriffen in die Horizontale legen oder ihm die Knochen brechen kann, das Mordmesser aus der Hand windet und ihn damit umbringt.

Hinter dem Fabrikschuppen wird eifrig geübt. Troska brüllt plötzlich auf wie ein Stier, weil ihm Genghammer fast den linken Arm auskugelt

Drei Mann hinken ins Krankenrevier, um sich die Knochen einrichten zu lassen und – sich vom nächsten Dienst zu drücken.

»Mensch, wir haben vielleicht 'n Kompaniechef«, sagt Troska zum Sani. »Wir brauchen nicht mehr zu schießen – wir machen den Iwan mit Jiu-Jitsu fertig!«

Oberleutnant Streßmann will auch genau wissen, was er für Leute hat. Er liest die Stammpapiere durch, sortiert diejenigen, die eine höhere Schulbildung haben und stellt eine Liste zusammen. Auch der Name Kretloff kommt auf diese Liste – mit einer Randbemerkung versehen.

»Hopf, was ist das für ein Mann?« erkundigt sich Streßmann. »Ich lese da, daß dieser Kretloff einen Vater hat, der wegen politischer Unzuverlässigkeit verhaftet wurde.«

»Diese Eintragung hat sich aufgehoben«, erwidert Hopf. »Kretloffs Vater wurde aus der Haft entlassen, nachdem sich der Sohn als tapferer und vaterlandsliebender Soldat bewiesen hat. Professor Kretloff starb kurz nach der Haftentlassung an einem Herzschlag.«

»Aha – mhm...«, murmelt Streßmann und setzt hinter den Namen ein rotes Ausrufezeichen.

Noch am gleichen Tag wird Erwin Kretloff vom Chef angesprochen. Er ist als Wachhabender eingeteilt und sitzt in einem Schuppen, den man als Wachlokal eingerichtet hat, als plötzlich Streßmann hereinkommt.

Kretloff erstattet die Meldung. Es sind noch vier Mann in dem Schuppenraum, der unmittelbar neben dem Fabriktor liegt.

»Danke«, sagt Streßmann nach der Meldung und mustert den Unteroffizier so auffallend, daß dieser sofort ahnt, was der Besuch zu bedeuten hat. Streßmann fordert ihn auf, mit hinauszukommen, und draußen fragt er ihn:

»Unteroffizier Kretloff, ich möchte von Ihnen nur zwei Fragen beantwortet bekommen, die mich interessieren, und die durch Ihre Antworten entscheiden, ob wir beide gut oder weniger gut miteinander auskommen werden.«

»Bitte, Herr Oberleutnant«, sagt Kretloff kühl und hält dem bohrenden Blick hinter den Brillengläsern stand.

»Warum kämpfen wir, Unteroffizier Kretloff?«

»Für die Freiheit des deutschen Volkes, Herr Oberleutnant.«

»Und wie wird dieser Kampf enden?«

»Er kann nur mit einem Sieg enden, Herr Oberleutnant.«

Streßmann nickt zufrieden.

»Das wollte ich nur von Ihnen hören, Kretloff«, sagt er jovial und klopft ihm auf die Schulter. »Sie sind bislang als z.b.V. eingeteilt gewesen, nicht wahr?«

»Jawohl, Herr Oberleutnant.«

»Sie sind ab sofort dem Kompanietrupp zugeteilt.«

»Danke.«

Streßmann nickt freundlich, macht kehrt und geht langbeinig über den staubigen Platz zum Gebäude hinüber, in dem der Bataillonsstab untergebracht ist. Ein paar Lkw sind eingetroffen, mit Fourage und Munition beladen.

Erwin Kretloff weiß nicht, was er von diesem Disput halten soll. Er hat aber das Gefühl, als ob er der Freundschaft des neuen Kompaniechefs nicht recht trauen dürfe.

Und noch während er der großen Gestalt nachschaut, taucht Genghammer auf und fragt:

»Was wollt' der Heini von dir, Erwin?«

»Er hat mir zwei Fragen gestellt, die ich ihm beantwortet habe.«

»Was für welche?« will Genghammer wissen.

»Möchte nicht mehr darüber reden, Max.«

»Versteh scho«, nickt Genghammer und grinst schief. »Jetzt hamma a Rindvieh mehra in der Kompanie. Er soll sich bloß net aufmänneln, sonst kann's eahm leicht passier'n, daß ihn der Deifl holt!«

\*

Zehn Tage liegen sie jetzt schon in dem stinkenden Fabrikschuppen und treten zu Appellen an, die bar jeden Sinnes sind. Mit der Geräuschkulisse des Frontgewitters im Hintergrund machen die Landser strammen Infanteriedienst, wird die neue Nahkampftaktik geübt, daß die Knochen krachen. Der Troska meint mit grimmigem Landserhumor:

»Junge, Junge, wenn wir jetzt den Krieg nicht gewinnen, hau' ich in den Sack und freß meine Fußlappen ohne Mostrich.«

Der russische September ist heiß, kühl sind schon die Nächte, in denen das Kanonengebrüll den wilden Abwehrkampf und den entschlossenen Angriffswillen des Gegners verrät.

An diesem Tag ist es Oberleutnant Streßmann eingefallen, die Kompanie zum Baden an den Dnjepr zu schicken. Das Wasser ist trüb und trotz der sengenden Sonne kalt. Oberhalb der Stelle, wo sich die 3. Kompanie säubert, liegen zwei in Auflösung begriffene Leichen im Sand: zwei deutsche Soldaten mit durchschnittenen Kehlen, umgebracht durch Partisanen. Rechts unterhalb der Badestelle führt die Pontonbrücke über den Fluß. Gepolter dringt heran. Fahrzeuge setzen zum östlichen Ufer über. Ab und zu haut eine feindliche Granate in den Uferbereich und macht das Baden und auch das Waschen der Klamotten zur Gefahr.

Nachmittags, gegen vier Uhr, kehrt die Kompanie in die Unterkunft zurück. Die gewaschenen Klamotten werden zum

Trocknen aufgehängt, als plötzlich der Ruf »Postempfang!« die Gemüter belebt und alles zum Antreteplatz rennen läßt.

Spieß Nolte verteilt die Post. Laut ruft er die Namen jener, die ein Päckchen, einen Brief oder auch nur eine Karte aus der Heimat erhalten.

»Unteroffizier Kretloff!«

Dieser zuckt zusammen. Brennendheiß fährt ihm die Freude durch die Glieder.

Er nimmt einen Brief in Empfang, aus Berlin – Absender: Maria Menzel, Alexanderplatz 21.

Kretloff geht in die Unterkunft. Er denkt an Inge. Seine Hände zittern, als er das Taschenmesser sucht, die Klinge aufklappt, den Brief aufschlitzt und einen zusammengefalteten Achtel-Bogen herausnimmt. Und dann liest er:

»Lieber Erwin! Ich habe gezögert, Dir diesen Brief zu schreiben. Aber ich muß es tun. Inge ist tot. Sie starb, zusammen mit neun anderen Menschen, im Keller der Firma Manstett. Das Haus wurde von einer Bombe getroffen und total zerstört. Ich kann es nicht fassen, daß ich mein einziges Kind verloren habe. Ich habe nicht nur Inge, sondern auch den Glauben an alles verloren. Ist es Gott, der uns so hart straft? Ich versuche, an die Gerechtigkeit zu glauben, Erwin. Mehr kann ich Dir nicht schreiben. Gott schütze Dich! Mutter Maria«

Erwin Kretloff steht regungslos vor seinem Lager. Er begreift nicht, was in dem kurzen Brief steht; er kann es nicht fassen. Eine gähnende Leere breitet sich in ihm aus, während die Kameraden Päckchen öffnen, in Geschenken von daheim wühlen, hungrig Zeilen lesen.

»Halleluja...!« hört er den Genghammer singen. »Aan Kuachen hab i! 's Messer her, Kameraden! Einen echten Münchener Kuachen gibt's!«

Inge tot! denkt Erwin Kretloff. In einem Keller gestorben! Zusammen mit neun anderen! O Gott, warum mußte das geschehen? Nimmt es denn kein Ende mehr? Inge! Er sieht sie

vor sich, hört ihre Stimme, ihr Lachen – in jener letzten Nacht mit ihr...

Kretloff sinkt auf das Lager, als habe ihn eine Kugel getroffen. Er birgt den Kopf im Arm und stöhnt. Seine Augen starren ins Leere.

Jemand greift nach seiner Schulter, rüttelt ihn sanft.

»Erwin, was ist denn?«

»Laß mich in Ruhe!« murmelt er.

Inge tot! Das letzte bißchen Hoffnung und Sonnenlicht war erloschen.

»He, Erwin...«, ertönt eine andere Stimme, »Knackeule, was ist? Sag's doch! Erwin...« Man rüttelt ihn, und er kommt zu sich. Er hebt den Kopf und sieht Hajeks Gesicht vor sich.

»Inge ist tot«, hört er sich sagen. »In einem Keller... Neun andere... In Berlin...!«

Hajek setzt sich, nickt, klopft ihm auf die Schulter.

»Du mußt es durchsteh'n, Erwin... Mehr – mehr kann ich dir nicht sagen.«

Die Welt ist finster und ohne Hoffnung. Rundum raschelt Packpapier, wird geredet, läßt jemand eine Flasche Schnaps wandern. Durch die Fensterlöcher fällt schräges Sonnenlicht in die Schuppen – ein Licht, das der Unteroffizier Erwin Kretloff nicht wahrnimmt, und an das er, wenn er es sähe, auch nicht glauben könnte.

Abends um neun Uhr wird die Kompanie zum Antreten befohlen und schlurft dann in Richtung der Pontonbrücke. Um zehn sind sie drüben auf der anderen Uferseite, und um halb elf nachts taucht der Haufen im Dunkel der Spätsommernacht unter...

\*

Gemäß Hitlers Befehl wird die Dnjepmlinie ausgebaut. Infanterie und Panzerabwehreinheiten, abgeschirmt durch

Artilleriestellungen im Hinterland, versuchen den immer härter werdenden Angriffen des Feindes standzuhalten und selbstmörderisch anmutende Feindangriffe abzuwehren.

Das 3. Bataillon hat einen Kampfabschnitt von etwa vier Kilometern Breite als Abwehrstellung zugewiesen bekommen. Es löst eine Infanterieeinheit ab, die seit Juli kämpft und ungezählte Vorstöße geführt hat, zurückgedrängt wurde und so zerrupft aussieht, daß sie abgezogen werden muß.

Das Kampfgelände ist hügelig, Da und dort sieht man ein paar kümmerliche Katen oder Gehöfte. Eine staubige Straße führt von Süd nach Nord, auf der Versorgungsfahrzeuge verkehren. Nur nachts, denn tagsüber sieht der Gegner von Hügelstellungen aus jede Bewegung und beschießt sie mit gezieltem Feuer. Rundum sind Granattrichter. Schwarze Baumstümpfe ragen gegen den Himmel, der tagsüber im Widerschein von Bränden flackert und nachts kalt ist.

Die Stellung, die der 3. Kompanie zugewiesen wurde, zieht sich über sanftes Hügelland hinweg, das gegen Osten zu eben wird und dann wieder in einen Hügelrücken übergeht, den der Gegner besetzt hält. Dahinter scheint massierte Feindartillerie in Stellung zu sein, Man hört in unberechenbaren Zeitabständen das Bautzen der Abschüsse und kann das Einschlagen der Granaten vorberechnen. Die Geschosse werden gut ins Ziel gebracht! Die Zufahrtsstraße liegt unter konzentrischem Beschuß. Ein Dorf, nur aus etwa zehn Gehöften bestehend, dient dem Bataillonsstab als Gefechtsstand.

Beruhigend ist die Tatsache, daß zwei Pak-Züge (Panzerabwehrkanonen) da sind, die zwischen den Stellungen des Bataillons liegen. Die Bedienungsmannschaften sind ein Verein für sich und haben nur einen Wunsch: noch rechtzeitig und unbeschadet über den Dnjepr nach Smolensk zu gelangen. Die Gespräche, die man miteinander führt, lassen an Klarheit über die Lage nichts zu wünschen übrig und können in einem

einzigens Landsersatz wiedergegeben werden: »Alles Sch....,  
deine Elli!«

Der Gegner soll den gegenüberliegenden Hügelrücken besetzt halten und jeden Abend, Punkt sieben, flotte Marschmusik mit eingestreuten Kommentaren bringen.

»Wenn du hörst, was die dir anbieten, kann einem das Wasser im Mund zusammenlaufen«, sagt einer der Pak-Leute.

Die 3. Kompanie hört es am ersten Abend, Punkt sieben. Das Artilleriefeuer von drüben schweigt plötzlich. Eine Stentorstimme ertönt aus der Stille:

»Deutscher Soldat, Du kämpfst und blutest vergebens!  
Denke an die Deinen! Auch sie sterben daheim für Hitler, den Massenmörder! Sie sterben für einen Gefreiten aus dem Ersten Weltkrieg, der es sich anmaßt, die Welt beherrschen zu wollen.  
Auch ein Napoleon mußte einsehen, daß Mütterchen Rußland nicht zu besiegen ist! Wollt Ihr, deutsche Soldaten, noch weiter Blut vergießen? – Nein! Gebt auf! Rettet Euch in den Frieden!  
Macht Schluß mit diesem Krieg, den Ihr bereits verloren habt!  
Kommt zu uns! Wir warten auf Euch! Wir werden eine neue Welt errichten, die den Menschen Frieden schenkt!«

Marschmusik! Dann wieder ein Granatenhagel.

Die Landser sitzen in den Stellungen, die sie von den abgezogenen Infanteristen übernommen, ausgebessert und sicherer gemacht haben. Wenn der Wind von drüben kommt, kann man die verlockenden Parolen und Einladungen besonders klar und deutlich hören, und da denkt manch einer an den roten Zettel, den er versteckt hält!

Auch Erwin Kretloff tut das.

Seit er weiß, daß Inge tot ist, wurde alles sinnlos für ihn: der Krieg, das Leben. Immer wieder denkt er an die wenigen glücklichen Stunden, die er mit Inge erlebt hatte. Er träumt nachts davon, er begegnet im Traum auch dem Vater.

»Junge, gib's auf«, sagt die Traumgestalt mit schulmeisterlich erhobenem Finger, »hilf nicht mit, diesen

unsinnigen Krieg durch Mut und Tapferkeit zu verlängern. Lauf davon, Junge – die drüben sind die gleichen Menschen wie wir.«

Mit Streßmann kommt Erwin selten zusammen. Er verachtet den Supersoldaten, der auch in der vordersten Stellung den »Sau« oder »Gammelhaufen« straff am Zügel führt.

»Wen ich auf Posten schlafend vorfinde, den erschieße ich eigenhändig!« teilt er den Landsern mit.

Weiß Gott, man nimmt's diesem Menschen ab, der sicher ein prächtiger Soldat ist! Jeder hat Angst vor ihm. Wenn er in der Tarnjacke plötzlich im Bunker erscheint, springt man auf und macht Meldung wie auf der Bude der Kaserne.

»Mei, wenn der mir mal nach dem Krieg in Münka (München) übern Weg läuft«, sagt der Genghammer, »dem hau i oane ins G'nack, daß alle Lichter ausgehn!«

Und Troska, der seinen ausgerenkten Arm immer noch nicht gebrauchen kann, meint in der gleichen Tonart: »Wenn ich nichts verstehen kann, dann das!«

Gestern schoß der Gegner eine Stunde lang herüber. Der Bataillonsstab, in einem halbzerstörten Gehöft untergebracht, hatte zwei Tote. Hauptfeldwebel Nolte war ebenfalls gefallen: Granatsplitter durch den Hals. Der zweite Tote war der Schreibstubengefreite Bensberg. Er hatte es sich gewiß nicht träumen lassen, daß er in einer Russenstube von einem Granatsplitter getötet werden würde. Auch der Major ist verwundet worden, lehnt es aber ab, ins Lazarett gebracht zu werden. Er läuft jetzt mit einem verbundenen Kopf herum.

Entlang den deutschen Abwehrstellungen wird verbissen geschossen und gekämpft. Die Russen greifen nicht offen an. Ihre Artillerie hat das Wort, und wo sich auf deutscher Seite etwas zeigt, wird draufgehalten. Jeden Tag gibt es einen Toten mit akkuratem Kopfschuß. Jeden Tag plärrt drüben auch der Lautsprecher auf höchster Stärke und behämmert die deutsche Abwehrgruppe erst mit verlockenden Parolen, dann folgen die

noch deutlicher sprechenden Granaten.

Es ist Oberleutnant Streßmanns Einfall, einen Stoßtrupp aufzustellen, der drüben die Propagandaeinheit zum Schweigen bringen soll. Er bespricht diesen Einsatz mit Leutnant Hopf.

Hopf aber meint unverhohlen:

»Herr Oberleutnant, was hat das für einen Sinn? Übermorgen stellt der Iwan einen anderen Lautsprecher auf, und wir hören das gleiche Lied.«

Streßmann ist trotzdem entschlossen, einen Stoßtrupp rüberzuschicken. Er will ihn selber anführen.

»Freiwillige vor!« heißt es an diesem späten Nachmittag.  
»Wer kommt mit?«

Es hebt sich keine Hand, es meldet sich keiner. Streßmanns Gericht läuft rot an. Die Augen hinter den randlosen Brillengläsern funkeln im Zorn.

»Ich habe einen Haufen Feiglinge übernommen«, stellt er fest. »Ich zähle bis drei! Wenn sich dann keiner meldet, bestimme ich diejenigen, die mitgehen! Eins – zwei – drei!«

Kein Arm hebt sich. Die Kompanie steht hinter der Stellung in loser Haltung, mit stumpfen Gesichtern.

Da geht Streßmann die Reihe ab, schaut jedem scharf ins Gesicht und tippt achtmal gegen eingefallene Brüste. »Sie, und Sie – und Sie – und Sie!«

Auch Alois Genghammer ist dabei. Ohne eine Miene zu verziehen, akzeptiert er die auf seine Brust getippte Entscheidung.

»Da kannst nix macha«, sagt er hernach zu Erwin Kretloff, an dem Streßmann mit verächtlicher Miene vorbeigegangen war, »da stehst halt machtlos vis-a-vis. Wenn ich ins Gras beiß, Erwin, schreibst meinem Vater, daß i als deutscher Held g'storben bin.« Und noch etwas äußert der Genghammer, aber das kann man nicht schreiben.

An diesem Abend verhält sich der Gegner ruhig. Nur ab und zu miaut ein Kaliber herüber und wummst irgendwo nieder. Der Himmel ist bedeckt. Es beginnt leise zu regnen, als sich der Stoßtrupp unter Oberleutnant Streßmanns Führung für den Gang nach drüben vorbereitet. Mit acht Leuten will er die jenseitige Propagandastellung ausräuchern. Auch Troska ist für den Stoßtrupp eingeteilt und richtet schweigsam sein MG 42 her. Die anderen sechs Leute rekrutieren sich aus der übrigen Kompanie.

Gegen acht Uhr abends – es ist stockfinster geworden – gibt die Feldküche das Essen aus; eine wohlgeschmeckende Kartoffelsuppe, in der auch Fleischhappen – vom Pferd, von irgendeinem russischen Panjegaul wahrscheinlich – zu finden sind.

Erwin Kretloff und Troska sprechen noch einmal miteinander.

»Der Streßmann ist sicher ein erfahrener Fuchs«, sagt Troska, wie um sich damit Mut zu machen, »ich denke, er wird wissen, um was es geht.«

»Glaub's auch«, gibt Kretloff widerstrebend zu. »Ich hab' ihn aber im Verdacht, ihn juckt's am Hals (Verlangen nach dem Ritterkreuz).«

Troska grinst müde.

»Wenn was schiefgeht«, gesteht er im Flüsterton, »schieß ich ihm einen ganzen MG-Gurt in den Wanst.«

Dann kommt das Zeichen, daß die acht Leute zu Streßmann kommen sollen. Ein letzter Händedruck, ein letztes Grußwort. Dann verschwinden Troska und Genghammer aus dem Erdbunker, in dem ein müdes Licht flackert. Erwin Kretloff bleibt zurück und tritt an die Bunkeröffnung, schaut zum Feind hinüber und sieht es weit hinter dem schwarzen Hügelumriß blitzen.

Der Stoßtrupp unter der Führung von Oberleutnant Streßmann verläßt kurz nach neun die Stellung und

verschwindet in Stärke von neun Männern lautlos in der Dunkelheit.

In nördlicher Richtung paukt das Artilleriefeuer, südlich ist es etwas ruhiger. In der Stellung der 3. Kompanie röhrt sich kaum etwas. Die Posten sind auf ihren Plätzen und starren zu der schwarzen Hügelsilhouette hinüber, von der jetzt keine Stentorstimme herabschallt. Vielleicht ist die jenseitige PK-Einheit (PK = Propagandakompanie) gerade dabei, Kascha und Machorka zu fassen. Oder sie hat heute Ruhe. Wer weiß schon zu sagen, warum die Lautsprecher schweigen, die irgendwo drüben aufgestellt sind?

Erwin Kretloff hält sich im engen Bunkerraum auf, sitzt mit angezogenen Knien in der Ecke und starrt ins müde flackernde Tallicht. Er denkt an das friedliche Schloß irgendwo südlich von Smolensk, an eine weißhaarige Blinde, die in ihrem Ohrenstuhl sitzt und sich von ihrem Diener etwas zu essen reichen läßt, mit ihm spricht – vielleicht über den Krieg, oder sie lauscht auch nur dem Frontgewitter und schüttelt das weiße Lockenhaupt.

In diese Gedanken drängt sich ein kleines, schmales Mädchengesicht mit braunen Rehaugen: Inge.

Ist's möglich, daß dieses junge Wesen nicht mehr lebt? Warum mußte die Bombe ausgerechnet jenes Haus durchschlagen, in dessen Keller Inge saß? Warum müssen die Menschen daheim auf diese Weise sterben? Gibt es denn keine Macht mehr, die diese Greuel verhindern kann? Ist Deutschland schon ein rauchender Trümmerhaufen? Hat es denn noch einen Sinn, hier zu sitzen und auf etwas zu warten, was schon längst sinnlos geworden ist?

Kretloff hält die Augen geschlossen. Er hört nicht, daß jemand in den Bunker kommt, daß die Zeltplane raschelt und Walters mit jemand etwas spricht. Erst als er eine Berührungen an der rechten Schulter verspürt, wacht er aus seinem dumpfen Brüten auf und sieht, daß Hajek da ist.

Feldwebel Hajeks breites Gesicht drückt Sorge aus. Der Stahlhelm sitzt ihm im Genick.

»Du, Erwin«, murmelt er, »ich hab' ein ungutes Gefühl im Bauch. Ob Streßmann wohl heil zurückkommt...? Mit den andern?«

»Wir werden ja sehen«, erwidert Kretloff träge.

»Wenn drüben Rotlicht geschossen wird, sollen wir losballern. Mir kommt's vor, als würde jeden Augenblick drüben ein Rotlicht hochgeh'n.«

»Warten wir's ab!«

Hajek setzt sich neben Kretloff, sucht die Büchse mit dem Tabak und den Zigarettenblättchen, beginnt sich ein Röllchen zu drehen. Neben dem MG-Tisch steht Brand und späht in die Nacht hinaus; die anderen haben sich zusammengerollt und schlafen auf dem nackten Boden. Irgendwo draußen hämmert ein MG, verstummt wieder.

Der Feldwebel zündet das deformiert aussehende Zigarettengebilde an, raucht und schiebt das Benzinfreuerzeug in die Brusttasche der Tarnjacke.

»Erwin«, murmelt er plötzlich, »hast du noch den roten Flugzettel?«

Der andere hebt den Kopf. Kretloff muß den Sinn der Frage erst begreifen, bevor er nickt und leise erwidert:

»Ja, hab' ich noch. Du hast doch auch einen?«

»Hab ihn weggeschmissen«, murmelt Hajek. »Hab daheim in Brüx zwei alte Leute und ein Mädel, verstehst du?«

Kretloff versteht und nickt wieder.

»Aber du hast niemand mehr«, fährt Hajek fort. »Wenn du 'ne Mücke machst, ist's einzig und allein deine Sache, Erwin.«

»Warum sollte ich eine Mücke machen, Emil?« gibt Kretloff im Flüsterton zurück. »Ich denke nicht daran, abzuhauen – nach drüben...« Er deutet mit einer Kopfbewegung in östliche Richtung. »Irgendwie hänge ich an euch«, räumt er noch ein und lächelt versonnen. »Ich käme mir schäbig vor, wenn

ich...«

»Aber du hast den roten Zettel noch?« hakt Hajek wieder ein.

»Ja, hab' ich.«

»Dann ist's ja gut – ich meine, für alle Fälle«, setzt Hajek grinsend hinzu. »Der Streßmann...« Er verstummt.

Drüben bricht plötzlich wütendes MG-Feuer los. Dazwischen hört man das fetzende Geräusch detonierender Handgranaten.

Kretloff und Hajek sind aufgesprungen. Auch die schlafenden Landser wühlen sich aus den Decken hoch.

Feldwebel Hajek schiebt Walters auf die Seite und späht in die Nacht hinaus, nach drüben, wo das MG-Feuer anhält. Dauerfeuer! Ekelhaft präzise hämmern die russischen Maschinengewehre.

Jetzt steigt drüben ein Rotsignal zum Himmel hoch. Kretloff, der auf der anderen Seite des MG-Tisches steht, beißt sich schmerhaft auf die Lippen.

Es ist schief gegangen! denkt er. Streßmann und die acht Kumpels werden fertiggemacht! Mein Gott, wer kommt noch zurück? Wie viele fallen? Und dieser verfluchte Streßmann ist schuld daran! Dieser Wichtigtuer!

Dieser Idiot!

Ohnmächtige Wut steigt in Kretloff hoch. Er möchte hinausrennen, hinüber, um zu helfen, um irgend etwas zu tun. Das Dastehen und das müßige Surren und Horchen reißt an den Nerven.

»Da kommt keiner mehr zurück«, sagt Hajek, »die sind alle mit dem Gesicht ins Gras gefallen.«

Jetzt wird auch auf deutscher Seite geschossen. Langanhaltende Feuerstöße aus mehreren Maschinengewehren rasseln im Dunkel. Am Himmel hängt kein Rotlicht mehr. Das schwerfällige Hämmern der feindlichen Maschinengewehre verliert sich in kurzen Stößen, verstummt schließlich.



Hajek geht zum Licht, wirft einen Blick auf die Armbanduhr. Es ist kurz vor elf Uhr geworden.

»Ich telefoniere mal mit dem Bataillon«, murmelt er und verläßt hastig den Erdbunker.

Schweigen breitet sich aus. Kein Mensch sagt etwas. Auf dem nackten Fußboden rollen sich drei Gestalten zusammen und ziehen gleichgültig die Zeltplanen über die Köpfe. Nur Schrann, alt und runzlig wirkend, steht neben dem MG-Tisch und sucht Kretloffs Blick.

»Meinst du, daß man sie fertiggemacht hat, Erwin?« fragt er bekümmert, wie ein Vater, der sich um seine Jungen sorgt.

Der Unteroffizier kann nur ratlos die Schultern zucken.

Wenn dieser Streßmann hin ist, denkt er, mag's gut sein. Aber die anderen – der Alois und der Emil... Nein, es darf nicht wahr sein! Sie müssen zurückkommen! – Lieber Gott, laß sie zurückkommen!

Stille herrscht in der Stellung. Nur die Geschütze wummern in der Ferne.

Plötzlich kommt Hajek wieder in den Bunker und sagt:

»Hopf hat mit dem Kommandeur telefoniert. Man hat keine Hoffnung mehr, daß Streßmann mit den Leuten zurückkommt. Als ich Hopf fragte, ob wir nachschauen sollen, hat er nein gesagt. Mir kommt's vor, als wär's ihm nur recht, wenn Streßmann nicht wiederkäme. Die zwei sind sich ja nie grün gewesen.«

Kretloff gibt keine Antwort. Er starrt durch die Scharte in die Nacht hinaus und denkt an den gemütlichen Genghammer, an Emil Troska, an die anderen, die ins Gras beißen mußten.

»Du!« murmelt er wie im Selbstgespräch. »Wenn Streßmann doch zurückkommt, dann – dann passiert etwas! Ich sag' dir, es passiert etwas! Ich pack' den Kerl an der Kehle!«

»Vielleicht helf ich dir dabei«, gibt Hajek zurück.

Erwin Kretloff wischt sich übers Gesicht. Troskas Worte kommen ihm plötzlich in Erinnerung: »Wenn etwas passiert,

schieß ich dem Streßmann einen ganzen MG-Gurt in den Wanst...« Hat Troska den MG-Gurt wirklich verschossen, nachdem die Sache schiefgegangen ist? Darüber möchte Kretloff mit Hajek sprechen, aber er unterläßt es.

»Der Hopf kann Streßmann nicht riechen«, hört er Hajek murmeln, »Keiner kann diesen Parteihengst riechen...«

Da dreht sich Kretloff um und sieht Hajek an: Weiß Gott, Hajek ist ein anderer als damals in Zossen! Hier im Schlamassel kommt's an den Tag, wie der einzelne denkt! Er hockt sich neben Hajek nieder und zieht die Knie an den Leib.

»Emil, ich sag' dir jetzt etwas«, flüstert er. »Ich mag nicht mehr – ich möchte am liebsten...«

Irgendwo flackert MG-Feuer. Ganz in der Nähe. Jetzt verstummt das nervöse Prasseln. Kretloff und Hajek sind aufgesprungen. Auch die anderen, die am Erdboden liegen, fahren erschrocken hoch.

»Das war beim zwoten Zug«, murmelt Hajek. »Ich schau' nach, was los ist.«

»Ich komme mit«, sagt Kretloff.

Sie stolpern aus dem Erdbunker, den brusthohen Laufgraben entlang, der hinter der Stellung ins Freie führt.

Jetzt hämmert wieder ein MG 42. Es sind kurze, hektische Feuerstöße, die abgegeben werden.

Ruft da nicht jemand?

Hajek ist stehengeblieben. Kretloff rennt ihn an, horcht ebenfalls.

»Nicht schießen, Kameraden!« schreit eine bekannte Stimme. »Ich bin's – Streßmann!«

»Mensch«, murmelt Hajek, »der ›Alte‹ ist's! Er ist zurück! – Los, komm, Erwin!«

Sie laufen weiter, rennen um einen Strohhaufen herum und erreichen den 2. Zug, der hinter einer Erhebung in Stellung liegt. Ein paar dunkle Gestalten stehen beisammen und sprechen halblaut. Streßmanns Organ ist zu hören; es klingt

atemlos, heiser:

»Die Schweine haben uns vorzeitig entdeckt und von zwei Seiten auf uns geschossen ... Wir mußten zurück. – Wiesner, haben Sie eine Zigarette für mich?«

Kretloff und Hajek sind jetzt bei der Gruppe angekommen. Feldwebel Wiesner und ein paar Leute des 2. Zuges umringen Streßmann, der sich verstohlen eine Zigarette ansteckt. Der schwache Lichtschein des aufflammenden Zündholzes beleuchtet für Sekunden sein verstörtes Gesicht. Er hat die Brille verloren. Der Stahlhelm sitzt schief auf dem Kopf.

Wo sind die anderen? Genghammer, Troska und wie sie alle heißen? Wo sind die acht Mann, denen er auf die Brust getippt hatte?

In diesen Augenblicken geschieht es, daß alles, was Kretloff in den letzten Tagen, Wochen und Monaten hingenommen hat, was er geschluckt und unterdrückt hatte – daß aller Haß und Schmerz wie ein Vulkan aus ihm hervorbrechen.

Wortlos springt er auf Streßmann zu, schlägt ihm die Zigarette aus der Hand. Zweimal zucken Fäuste vor und treffen ein Gesicht. Streßmann taumelt.

»Du Hund...!« gurgelt Kretloff in irrer Wut. »Wo sind die Kameraden, du Hund...?« Und wieder schießen seine Fäuste vor, treffen in eine weiche Masse. Er versetzt dem zurückweichenden Streßmann Fußtritte und keucht: »Du hast sie auf dem Gewissen – du elendes Schwein...!«

Streßmann ist wehrlos. Er stürzt rücklings auf den Hang, und schon ist Kretloff über ihm und traktiert ihn mit blindwütigen Fausthieben. Und niemand will Streßmann zu Hilfe kommen. Auch Hajek ist zu erschrocken, um einzugreifen.

»Kretloff – sind – sind Sie wahnsinnig...?« keucht Streßmann und versucht, die Pistole aus der Tasche zu ziehen.

Kretloff merkt es nicht. Er schlägt drauflos, er ist von Sinnen und gurgelt unverständliche Laute.

Jetzt erst springt Hajek heran. Er sieht undeutlich, daß

Streßmann etwas in der rechten Hand hebt. Blitzschnell tritt Hajek auf den bewaffneten Arm. Feldwebel Wiesner reißt Kretloff zurück und brüllt:

»Aus jetzt! Du Idiot! Du Blödian! Aus jetzt!«

Noch zwei Mann springen heran und halten Kretloff fest, der sich wie ein Rasender zu befreien versucht und röchelnde Laute von sich gibt.

Hajek hat Streßmann die Pistole entrungen und keucht beschwörend:

»Herr Oberleutnant, seien Sie vernünftig! Sie sehen doch, der Kretloff dreht durch...!«

»Meine Pistole!« schreit Streßmann. »Hajek, geben Sie mir sofort meine Pistole! Ich schieße das Schwein da nieder!«

Man hat Kretloff inzwischen zu Boden geworfen. Drei Männer halten ihn nieder und reden beschwörend auf ihn ein. Hajek gibt die Pistole nicht her. Er schleudert sie weg.

Streßmann scheint jetzt zu begreifen, warum Kretloff in Raserei geraten war.

Ohne ein Wort zu verlieren, macht er kehrt und verschwindet in Richtung des Kompaniegefechtsstandes.

Kretloffs Kraft ist erschöpft. Er liegt keuchend am Boden, wird aber noch festgehalten.

»Mensch, Erwin«, sagt Hajek und beugt sich über ihn, »was hast du gemacht? Weißt du, was dir jetzt blüht...?«

»Es ist mir egal, Emil«, gibt Kretloff zurück und richtet sich auf. »Ich mußte ihm in die Fresse schlagen – ich konnte nicht anders...«

Die anderen schweigen bekommern. Streßmann ist verschwunden. Aber er kann jeden Augenblick zurückkommen und das vollziehen, wozu er berechtigt ist!

Hajek wechselt ein paar halblaute, hastig klingende Worte mit Wiesner, kommt auf Kretloff zu, packt ihn am Arm und murmelt:

»Los, komm mit.«

Widerstandslos läßt Erwin Kretloff sich fortziehen, den Weg entlang, den sie vor ein paar Minuten gekommen waren, um den Strohhaufen herum, zur Stellung des 1. Zuges.

Vor dem Zugang in den Erdbunker bleibt Hajek stehen. Erst jetzt läßt er Kretloffs Arm los.

»Es ist dir doch klar, was du jetzt machen mußt, wie?« fragt er heiser, »Du mußt weg...! Auf der Stelle mußt du weg! – Hast du mich verstanden, Knackeule?« Er packt ihn und schüttelt ihn kräftig.

In Kretloffs Kopf wird es langsam klar. Er begreift endlich, was er im Wutrausch getan hat, was passiert ist, und was jetzt unabdingbar auf ihn zukommt. Vielleicht ist er schon unterwegs, mit der Pistole in der Hand!

»Erwin...«, murmelt Hajek beschwörend, »sag was, Erwin... Beeil dich! Streßmann wird gleich dasein!«

Ein paar Gestalten tauchen am Bunkerzugang auf. Schrann und Walters und noch einer sind es.

»Was war denn los?« fragt Schrann.

»Was ist passiert?« will Walters wissen.

»Erwin hat durchgedreht«, erwidert Hajek. »Er hat dem ›Alten‹, der allein zurückgekommen ist, die Fresse poliert.«

»Du kriegst die Tür nicht zu...!« stottert Schrann, und auch die anderen beiden erschrecken, sind sprachlos vor Betroffenheit.

Erwin Kretloff steht da und bringt kein Wort hervor. Er zittert wie im Fieber. Er weiß, daß jetzt das Ende kommt – schon da ist. Oder ein neuer Anfang?

»Junge, gib's auf!« hört er die Stimme des Vaters. »Gib's auf!« Und eine andere, eine flüsternde Mädchenstimme, sagt: »Erwin, komm zu mir – bitte komm...!«

Hajek flüstert mit den drei Gestalten. Sie verschwinden gleich darauf im Bunker. Jetzt faßt Hajek Kretloffs Arm und schiebt ihn ein Stück nach rechts.

»Hast du den roten Zettel, Erwin?«

»Ja«, hört Kretloff sich antworten; seine Stimme kommt ihm fremd vor.

»Du wartest eine Minute«, sagt die andere, heisere Stimme, »dann haust du ab. Zum Iwan rüber. Wir werden dir nachschießen, brauchst aber den Kopf nicht einzuziehen, Knackeule...« Eine Hand ist da. Kretloff greift danach. »Mach's gut, Kumpel. Merk dir meine Adresse: Brüx, Komeniusstraße hundertvierundzwanzig! Wirst du sie dir merken?«

»Ja«, gibt Erwin Kretloff zurück und wiederholt: »Brüx, Komeniusstraße hundertvierundzwanzig.«

»Vielleicht sehen wir uns wieder, wenn die ganze Scheiße vorbei ist. Mach's gut, Knackeule!«

Noch ein Händedruck, ein Schulterklopfen; dann verschwindet die unersetzte Gestalt Hajeks in Richtung des Bunkereinganges.

Erwin Kretloff schnallt das Koppel ab, läßt es fallen, nimmt den Stahlhelm ab und wirft ihn weg.

In ihm ist alles ruhig, fast wie tot. Nur eines weiß er: Er muß weg! Hinüber zum Feind!

Plötzlich ist es ihm, als müsse er noch einmal zu Hajek, zu Schrann, zu Walters, um ihnen ein paar Worte zu sagen. Es ist ihm, als verlasse er Brüder...

Da...! Von drüben ertönt Marschmusik! Schneidige Marschmusik mitten in der Nacht! Jetzt bricht sie ab! Ein lautes Knacken folgt, dann ertönt eine Stentorstimme:

»Kameraden drüben auf der anderen Seite! Wir haben vier Tote aufgesammelt. Sie heißen Alfons Eichler, Karl Zang, Friedrich Neumann und Rudolf Berg. Wir werden sie begraben. Die anderen vier, von denen zwei verwundet sind, grüßen Euch! Unser Angebot bleibt aufrecht! Es gilt noch eine Stunde! Kommt herüber zu uns! Der Krieg ist bald aus!«

Schmetternde Marschmusik folgt den letzten Worten.

Erwin Kretloff geht langsam den Hang hinauf, erscheint

droben als schlanker, schwarzer Strich, der plötzlich zusammenschrumpft und verschwindet.

Plötzlich beginnt in der Nähe ein MG 42 zu rattern. Ein anhaltender Feuerstoß zwitschert über das Niemandsland.

Drüben im Kompaniegefechtsstand legt Oberleutnant Streßmann den Telefonhörer auf den Bakelitkasten zurück; kreidebleich, sein linkes Auge blutet und schwilzt immer mehr an.

»Leutnant Hopf, Sie begleiten mich«, sagt er zu Hopf, der fassungslos zugehört hatte. Noch ein paar Gestalten stehen herum und starren den Kompaniechef an, der eben mit dem Kommandeur gesprochen und das mißglückte Stoßtruppunternehmen sowie den skandalösen Vorfall mit dem Unteroffizier Kretloff gemeldet hatte.

Streßmann geht zur Wand, reißt eine Maschinenpistole an sich, schiebt ein Magazin in die Waffe.

Das Todesurteil gegen den Unteroffizier Kretloff war telefonisch gefällt worden.

»Ich hab's immer gewußt, daß dieser Kretloff ein Schwein ist«, knurrt Streßmann. »Es bereitet mir Genugtuung, ihm eigenhändig die gerechte Strafe zu verabreichen. Kommen Sie, Hopf! Sie werden dabeisein, wenn ich einen solchen Kerl...«

In diesem Augenblick hört man draußen Maschinengewehrfeuer.

Streßmann rennt hinaus, gefolgt von Hopf und noch zwei Leuten, denen er zugewinkt hatte.

Die MG-Stöße kommen aus der Richtung, wo der 1. Zug liegt. Dorthin rennen die vier Gestalten.

Streßmann zwängt sich durch den schmalen Zugang und taucht im Erdbunker auf.

Schrann hängt hinter dem MG und gibt noch immer kurze Feuerstöße ab. Hajek starrt beflissen durch die Schießscharte hinaus und ruft jetzt heiser:

»Schießen, Schrann...! Verdammt, so schießen Sie doch weiter! Der Kerl muß weggeputzt werden!«

»Wo ist Kretloff?« schreit Streßmann. Hopf taucht hinter ihm auf und schaut verstört auf Hajek und die anderen. »Wo ist das Schwein? Ich habe Befehl, es zu liquidieren!«

Hajek nimmt lasch die Hacken zusammen.

»Herr Oberleutnant, der Kretloff hat einen Nervenzusammenbruch erlitten. Ich wurde von ihm mit der Pistole bedroht und mußte ihn laufenlassen... Er ist 'rüber... Wir haben ihm nachgeschossen! Ich denke, es hat ihn erwischt! Ich hoffe es...«

Streßmann kaut auf etwas herum. Seine hellen Augen schillern vor Wut. Er schleudert Hajek zur Seite, stürzt zum MG und sieht zum Feind hinüber.

Schweigen im Erdbunker. Hopf wechselt mit Hajek einen Blick. Hajek erwidert ihn mit einem Achselzucken.

Da dreht sich Streßmann um und stößt hervor:

»Hajek, Sie haben den Kerl laufenlassen! Sie haben diesen Lumpen laufenlassen!« brüllt er mit sich überschlagender Stimme.

Hajek steht stramm da. Er schüttelt den Kopf.

»Die Leute da können es bestätigen, Herr Oberleutnant«, sagt er gelassen.

Streßmann dreht sich um, starrt jedem in die Augen. Dann sagt er zu Hajek:

»Na, gut. Die Sache soll erledigt sein!«

Oberleutnant Streßmann verläßt den Erdbunker. Die Landser sagen kein Wort, aber es sieht aus, als versteckten sie ein zufriedenes Grinsen.

Leutnant Hopf holt eine zerdrückte Packung »Juno« aus der Tarnjacke und hält sie Hajek hin.

»Ziemlich aufregendes Vorkommnis, was...?« stellt Hopf fest.

Hajek zieht eine Zigarette heraus und nickt.

»Ich hab' so was noch nicht erlebt, Herr Leutnant«, murmelt er.

»Ich auch nicht«, gibt Hopf zurück und hält die Packung herum. »Wer will noch 'ne Zigarette?«

Nur Schrann und Walters bedienen sich, und Schrann ist es, der halblaut zu Hopf sagt:

»Wenn Sie mich fragen, Herr Leutnant – ich kann nur sagen, daß der Kretloff...«

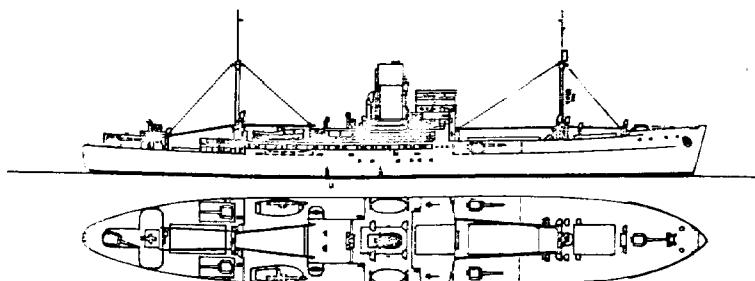
»Schnauze!« murmelt Hopf. »Kein Mensch fragt Sie nach Ihrer Meinung! Ist das klar?«

»Das ist klar«, gibt Schrann zurück.

Draußen bleibt es still. Nur das Frontfeuer rumort in der Nacht wie ferne Trommeln... Trommeln, die nicht verstummen wollen.

## ENDE

# Hilfskreuzer THOR = HSK 4 = Schiff 10



Baujahr:	1938;
Bauwerft:	Deutsche Werft, Hamburg;
Größe:	3.862 BRT;
Länge:	122 m;
Breite:	16,7 m;
Wasserverdrängung:	9.200 t;
Tiefgang:	7,1 m;
Maschinenleistung:	6.500 PS;
Geschwindigkeit:	17 Kn;
Besatzung:	341 Mann und 4 Prisenoffiziere;
Bewaffnung:	sechs 15-cm-Kanonen, eine 6-cm-Bootskanone, zwei 3,7-cm-Flak. zwei 2-cm-Flak, vier Torpedorohre in Zwillings-sätzen, 1 Bordflugzeug »Arado« 196 A-1.

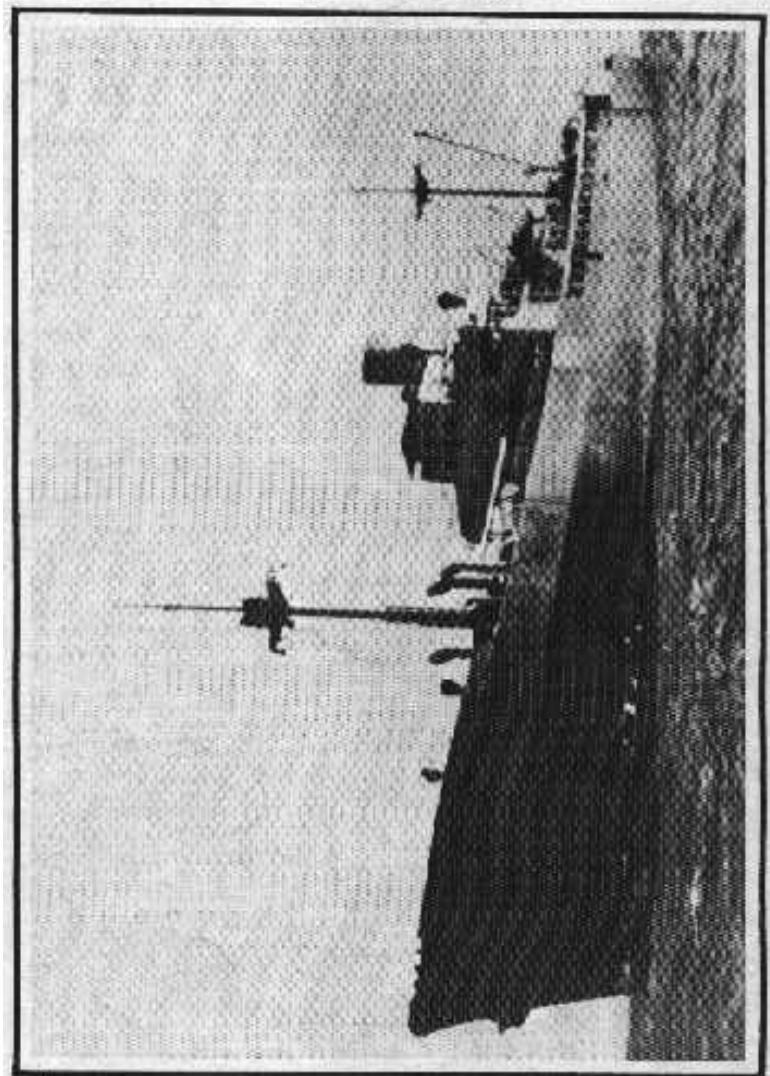
THOR gehörte in Friedenszeiten als Frachtschiff SANTA CRUZ, zusammen mit dem Schwesterschiff GRAN CANARIA, der »Oldenburg-Portugiesischen Dampfschiff-fahrts-Gesellschaft und wurde als Bananenfrachter eingesetzt. Mit den alten 15-cm-Kasemattgeschützen des Linienschiffes SCHLESIEN ausgerüstet, stellte die Kriegsmarine den Frachter

am 15.3.1940 in Hamburg als Hilfskreuzer THOR in Dienst. Das Kommando für die erste Kaperfahrt des Schiffes, das THOR in den Atlantik und in die Antarktis führte, übernahm Kapitän zur See Kahler. Unter seiner Führung versenkte THOR in der Zeit vom 6.6.1940 bis 30.4.1941 zwölf Schiffe mit 96.603 BRT und überstand Gefechte mit drei englischen Hilfskreuzern fast unbeschädigt, wobei es der Besatzung gelang, den feindlichen Hilfskreuzer VOLTAIRE zu versenken.

Für die zweite Fahrt übernahm Kapitän zur See Gumprich das Schiff. Er konnte mit THOR in der Zeit vom 17.1.1942 bis 9.10.1942 im Atlantik sowie im Indischen- und Pazifischen Ozean zehn gegnerische Handelsschiffe mit insgesamt 56.037 BRT vernichten. THOR fand am 30.11.1942 in Yokohama sein Ende. Der Hilfskreuzer brannte aus, als das neben THOR liegende Troßschiff UKERMARK durch eine Tankexplosion in Brand geriet und das Feuer auf THOR übergriff.

Unser umstehendes Foto zeigt die ehemalige SANTA CRUZ nach dem Umbau zum Hilfskreuzer.

## **Schicksale deutscher Kriegsschiffe**



**Hilfskreuzer THOR = HSK 4 =  
Schiff 10**